

Arbeitshilfen

Nr. 211

Berufung und Sendung der
Gemeinschaften des geweihten
Lebens in der Kirche heute

Arbeitshilfen zum Wort der deutschen
Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium
dienen“

27. Mai 2007

Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute

Arbeitshilfen zum Wort der deutschen
Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium
dienen“

27. Mai 2007

Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute. Arbeitshilfen zum Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen“.

Arbeitshilfen, Nr. 211. Herausgegeben vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz. Bonn 2007.

Inhalt

ZUM GELEIT	5
I. DOKUMENTATION DES ZUKUNFTSGESPRÄCHS ZWISCHEN BISCHÖFEN UND GEMEINSCHAFTEN DES GEWEIHTEN LEBENS AM 01.02.2007 IN WÜRZBURG	
Karl Kardinal Lehmann: Berufung und Sendung der Gemein- schaften des geweihten Lebens in der Kirche heute.....	9
Ulrich Engel OP: Ort und Auftrag der Orden in der Gesellschaft heute.....	33
Maria Goetzens MMS: Neue Wege für die sozial-karitative Sendung der Ordensgemeinschaften	47
Katharina Kluitmann osf: Herausforderungen an die Berufungspastoral.....	55
Dominicus Meier OSB: Perspektiven für die Kontaktgespräche zwischen Bischöfen und Orden	63
II. WEITERE ARBEITSHILFEN	
Bischof Dr. Felix Genn: Geistliches Wort am Tag der Ordensleute.....	68
Bischöfe und Höhere Ordensobere und -oberinnen im Gespräch	88
Aufgaben und Profil des Ordensreferenten	91

Zum Geleit

Karl Kardinal Lehmann

Am 1. Februar 2007 kamen auf Einladung der Deutschen Bischofskonferenz 25 Bischöfe und 120 Obere und Oberinnen und andere Verantwortliche aus den Instituten des geweihten Lebens in Würzburg erstmals zu einem Zukunftsgespräch zusammen. Zu den Teilnehmern gehörten auch Bischöfe und Ordensleute aus den Nachbarländern Österreich und Schweiz sowie fremdsprachige Ordensangehörige, die in Deutschland leben und arbeiten.

Das Zukunftsgespräch war ein theologisches, pastorales und geistliches Geschehen und stellte einen Höhepunkt in einem zweijährigen Gesprächsprozess dar, den Bischöfe und Orden gemeinsam gegangen sind. Nüchtern und selbstkritisch haben wir in diesen Gesprächen die Situation der Gemeinschaften des geweihten Lebens in unseren Diözesen und das Miteinander von Bischöfen und Gemeinschaften angeschaut. Nicht zuletzt diese realistische Wahrnehmung der gegenwärtigen Lage der Orden und Säkularinstitute in der Kirche ermöglichte einen zuvorsichtlichen Ausblick auf zukünftige Entwicklungen der Gemeinschaften und unserer wechselseitigen Beziehungen. Während im 19. Jahrhundert der Aufbruch des Ordenslebens im Zeichen des karitativen Engagements stand, suchen die Menschen heute bei den Orden und Säkularinstituten vor allem deren Lebenszeugnis einer authentischen Verwirklichung des Evangeliums und die gelebte Nähe zu Jesus Christus. In den Vorträgen und Statements sowie in den Arbeitsgruppen während des Zukunftsgesprächs haben wir dies theologisch vertieft und für die Pastoral konkretisiert.

Die nun vorliegende Arbeitshilfe mit dem Titel „Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kir-

che heute“ (Nr. 211) enthält neben den Vorträgen des Zukunftsgesprächs weitere Arbeitshilfen aus dem Bereich der Deutschen Bischofskonferenz zur Theologie des Ordenslebens und zur ekklesialen Verortung der Gemeinschaften des geweihten Lebens. Mit dem Wort der deutschen Bischöfe „Gemeinsam dem Evangelium dienen“ (Nr. 86) und dieser Arbeitshilfe liegen wichtige theologische und pastorale Anregungen für den Austausch und die Zusammenarbeit mit den Gemeinschaften des geweihten Lebens auf den verschiedenen Ebenen einer Ortskirche vor. So wird deutlich, dass das Zukunftsgespräch nicht den Schlusspunkt einer Gesprächsreihe bildete; vielmehr setzte es Maßstäbe für künftige Beratungen zwischen Bischöfen und Gemeinschaften des geweihten Lebens: gebotene Transparenz in der gegenseitigen Information über geplante Veränderungen in der Pastoral, Caritas, Bildung oder beim Personal; wechselseitige Verlässlichkeit in den Absprachen gemeinsamer Vorhaben; und bei aller Unterschiedlichkeit der Ämter und Berufungen eine gemeinsam getragene Sorge um die missionarische Sendung der Kirche. Erste Erfahrungen zeigen, dass das Zukunftsgespräch bereits gute Nachwirkungen in den Diözesen hat. So wünsche ich dieser Arbeitshilfe eine positive Aufnahme in den Gemeinschaften des geweihten Lebens wie in der (Erz-)Bistümern.

Die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) mit ihrem Vorsitzenden, Bischof Dr. Felix Genn (Essen), dem ich auch an dieser Stelle ausdrücklich für sein Engagement in der Vorbereitung und Durchführung des Zukunftsgesprächs danke, wird im Auftrag der Deutschen Bischofskonferenz den Gesprächsprozess mit den Gemeinschaften des geweihten Lebens auf überdiözesaner Ebene weiter begleiten und fördern. Ich danke auch sehr herzlich P. Dr. Manfred Entrich OP und Frau Dr. Claudia Kunz vom Sekretariat der Deutschen Bi-

schofskonferenz für die hervorragende Vorbereitung und Nacharbeit.

Bonn/Mainz, 31. Juli 2007

Karl Kardinal Lehmann
Vorsitzender der Deutschen Bischofskonferenz

I. Dokumentation des Zukunftsgesprächs zwischen Bischöfen und Gemeinschaften des geweihten Lebens am 01.02.2007 in Würzburg

Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens in der Kirche heute

Karl Kardinal Lehmann

I.

Die theologische Reflexion und die Bestimmung des Ordensstandes setzen jeweils geschichtlich gewordene Gestalten voraus. Es ist daher auch nicht leicht, gleichsam eine einzige theologische Grundbestimmung für alle Gemeinschaften anzusetzen. Wenn man es dennoch tut, muss man sich der Grenzen bewusst sein. Es dürfte also angemessener sein, von der Vielfalt der Ordensgemeinschaften auszugehen und von da aus einige konstitutive Elemente, die grundsätzlich allen Gemeinschaften – freilich in unterschiedlicher Dichte – zu Eigen sind, hervorzuheben.

Ausgangsbasis für eine heutige theologische Reflexion ist zweifellos das Zweite Vatikanische Konzil. Statt des bisher verwendeten Begriffs Ordensstand, lateinisch „ordo“ (Reihe, Grad, Stand), verwendet vor allem auch das neue Kirchenrecht (1983) für die Gesamtheit der unterschiedlichen Lebensformen den Gattungsbegriff „gottgeweihtes Leben“ (lateinisch: *Vita Deo Consecrata*) bzw. „Institute des gottgeweihten Lebens“. Die Weihe an Gott geschieht durch die Profess der drei Evangelischen Räte in öffentlichen Gelübden und durch das Leben in einem anerkannten Institut des geweihten Lebens. Ein wesentli-

ches und zentrales Element ist eine besondere, auf Dauer angelegte Nachfolge Jesu. Der Lebensstil und der Apostolische Dienst werden durch eine Ordensregel verpflichtend beschrieben. Rasch treten auch die verschiedenen Probleme auf:

- Wie ist das Verhältnis der Berufung und der „Weihe“ (lateinisch „consecratio“) im Ordensstand zu der jedem Christen eigenen Berufung in der Taufe zu beschreiben? Die Dokumente des Konzils benutzen dabei, wie übrigens schon das Konzil von Trient (vgl. DH 1763–1778 – Kanones über das Sakrament der Weihe), eine komparative Sprache. So ist die Rede von einer vollständigen Übereignung an Gott (totaliter mancipatur, LG 44,1), inniger geweiht (intimius consecratur, LG 44,1), die Taufreihe voller zum Ausdruck bringen (plenius exprimit, PC 5,1). Es ist bekannt, dass man an diesem komparativen Sprachstil immer schon Anstoß genommen hat, so dass die interpretierende Beschreibung der Texte eher eine offenere Begrifflichkeit vorzieht, dadurch freilich aber auch das Gemeinte etwas abschwächt. Es ist nicht zu übersehen, dass mit einer offeneren Begrifflichkeit allein (z. B. Ausdrücklichkeit, Sichtbarkeit usw.) die Sache noch nicht genügend erfasst ist.
- Eine wichtige Frage besteht auch in der immer wieder aufgeworfenen Problematik, ob das Ordensleben so etwas wie ein christliches Grundprinzip, eben z. B. eine Berufung in vielen Formen, ist oder als eine Art christlicher Sonderform zu betrachten ist. Die offiziellen Dokumente bewegen sich mehr in Richtung eines christlichen Grundprinzips, während viele Experten – besonders im Hinblick auf die konkrete Verwirklichung – stärker im Ordensleben eine christliche Sonderform sehen möchten.

-
- Man ist sich über den Zeichencharakter des Ordenslebens weitgehend einig (vgl. z. B. LG 44,3), aber die Mehrdeutigkeit dieser Zeichenhaftigkeit ist nicht zu übersehen (moralisches Vorbild, Stellvertretungs-Funktion, theologisch-sakramental, eschatologisch). In diesem Zusammenhang entsteht dann die Frage, ob das Ordensleben Zeichen *der* Kirche oder Zeichen *in der* Kirche ist. Hier bewegt sich der Trend wohl in die Richtung „Zeichen in der Kirche“. „Mehrfach wurde auch Unbehagen an der Zeichenhaftigkeit artikuliert und stattdessen auf den Dienst verwiesen: Teilhabe und Mitwirkung an der Sendung Christi in der Kirche für die Welt – damit ist der ekklesiologische Bezug gewahrt und jede Funktion christologisch begründet (PC 7 mit Röm 12,4). Für die Zeichenhaftigkeit setzt ‚Vita consecrata‘ neue Akzente: Zeichen der Brüderlichkeit, Geschwisterlichkeit (*signum fraternitatis*) und Dienst der Liebe (*servitium caritatis*), erwiesen im Nachvollzug der Sendung Christi.“¹
 - Im klassischen Verständnis des Ordenslebens ist die „Trennung von der Welt“ ein konstitutives Element. In den kirchenamtlichen Dokumenten bleibt dieses Element eindeutig erhalten (vgl. z. B. can. 607 § 3 CIC: „a mundo separatio“). Die einzelnen Dokumente setzen hier freilich unterschiedliche Akzente. Es ist auch vielfach von der Aufgabe der „promotio humana“, also der Förderung des menschlichen Wohls, die Rede. In diesem Zusammenhang wird auch die Zuwendung zur Welt betont. Dieser Akzent wird ungleich stärker hervorgehoben durch die neu entstandenen so genannten Säkularinstitute, die vor allem durch die Konstitution Pius’ XII. vom 2.2.1947 eine

¹ K. S. Frank, Art. Orden, in: Lexikon für Theologie und Kirche VII, Freiburg 1998, 1090–1096, hier: 1095.

offizielle Anerkennung gefunden haben.² Ähnliches gilt auch für die noch weiter gefassten Geistlichen Bewegungen. In dem Schreiben „Vita consecrata“ werden ihnen folgende Wesenszüge zugeordnet: „Gründung aufgrund neuer Charismen, die der Heilige Geist zuteilt; gemischte Gruppen von Frauen und Männern, Klerikern, Laien und Zölibatären; besonderer Lebensstil, orientiert an den traditionellen Formen oder an den Bedürfnissen der Gesellschaft; Leben nach dem Evangelium in unterschiedlichen Formen; Gemeinschaftsleben; Lebensstil der Armut und des Gebetes; Leitung durch kompetente Kleriker oder Laien; Verfolgung des apostolischen Ziels der Neu-Evangelisierung.“³

- Unübersehbar ist auch die Verwendung des Begriffs Charisma im Anschluss an Röm 12,5–8 und 1 Kor 12,4 (vgl. bes. PC 8). Dabei geht es um geistgeschenkte Gaben für die Kirche zur Ausübung ihrer Sendung in den Ordensgemeinschaften mit einer apostolischen Ausrichtung. Dabei wird nicht nur das Charisma des einzelnen Ordensangehörigen umschrieben, sondern auch das kollektive Charisma der einzelnen Institute hervorgehoben (vgl. PC 2). Dieses ist eng verbunden mit dem so genannten „Ursprungscharisma“, wie es sich dem Gründer und der ihm

² Dazu G. Pollak, Der Aufbruch der Säkularinstitute und ihr theologischer Ort. Historisch-systematische Studien, Vallendar 1986; D. Mohr, Existenz im Herzen der Kirche. Zur Theologie der Säkularinstitute im Leben und Werk Hans Urs von Balthasars = Studien zur systematischen und spirituellen Theologie 28, Würzburg 2000.

³ So zusammenfassend Chr. Hegge, Rezeption und Charisma. Der theologische und rechtliche Beitrag kirchlicher Bewegungen zur Rezeption des Zweiten Vatikanischen Konzils = Forschungen zur Kirchenrechtswissenschaft 29, Würzburg 1999, 225 (mit Hinweis auf Vita consecrata, Art. 62).

folgenden Tradition verdankt. So wird auch der Begriff der „dynamischen Treue“ zum Charisma des Gründers geprägt (vgl. implizit auch can. 578 CIC). In den späteren Dokumenten, besonders nach der Bischofssynode 1994 und „Vita consecrata“, wird der Charisma-Begriff häufiger verwendet. Er rückt auch in eine größere Nähe zur prophetischen Aufgabe der Ordensgemeinschaften, wobei dieses Prophetentum den Ordensleuten letztlich von Gott aufgetragen wird. Es eignet sich weniger zur Selbstbezeichnung.

Der Verzicht auf die traditionelle Ständelehre hat den Weg freigemacht, um das Ordensleben mehr als Teil und Ausdruck einer allgemeinen christlichen Berufung zu begreifen. Dabei kommt es nicht nur auf individuelle, sondern auch gemeinschaftliche Elemente an. Der Begriff des Charismas kommt stärker mit ins Spiel. „Nicht ein Verhältnis der Über- oder Unterordnung soll herrschen, sondern alle sind aufgerufen, ihre Begabungen in der je unterschiedlichen Form der Dienste (*ministeria*) zu leben und in die Kirche einzubringen.“⁴

⁴ J. Schmiedl, Theologischer Kommentar zum Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens *Perfectae caritatis*, in: Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil, hrsg. von P. Hünermann und B. J. Hilberath, Band 3, Freiburg i. Br. 2005, 491–550, Zitat: 512; ausführlicher J. Schmiedl, Das Konzil und die Orden. Krise und Erneuerung des gottgeweihten Lebens, Vallendar 1999 (Habilitationsschrift der Universität Münster 1998); F. Gahbauer, Das Dekret über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens *Perfectae caritatis*, in: F. X. Bischof/St. Leimgruber (Hg.), Vierzig Jahre II. Vatikanum. Zur Wirkungsgeschichte der Konzilstexte, Würzburg 2004, 172–190; A. Herzog, „Ordens-Christen“. Theologie des Ordenslebens in der Zeit nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil = Studien zur systematischen und spirituellen Theologie 3, Würzburg 1991. Eine ausführliche Bibliografie vgl. bei J. Schmiedl, in: Herders Theologischer Kommentar 3,

Durch diese kleine Skizze ist deutlich geworden, in welchem Maß die theologische Reflexion nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil aus einer gewissen Enge herausgeführt worden ist und in eine größere Weite gefunden hat. Allerdings ist auch nicht zu übersehen, dass durch diese unbestimmte und etwas diffuse Breite eine gewisse Strenge in der Fassung des Ordenslebens – wenigstens vorübergehend – verloren gegangen ist. Es gibt noch keine geglückte Synthese einer Theologie des Ordenslebens, sondern im Einzelnen beeindruckende Entwürfe, die freilich oft unausgeglichen nebeneinander stehen, vor allem aber gibt es wenig Ekklesiologien, in denen das Ordensleben einen ausgewogenen Platz innehat.⁵

II.

Um so notwendiger ist es, der Sache des Ordenslebens im Blick auf seine biblischen Wurzeln genauer nachzugehen. Man wird hier sensibel und differenziert vorgehen müssen. Man kann zu viel beweisen wollen, wenn man z. B. ausgeformte Institute einer späteren Zeit geradezu aus der Schrift ableiten möchte. Es wäre aber auch zu wenig, wenn man nicht näher erforschen würde, dass und wie eine besondere Nachfolge Jesu Christi

549–550. Zahlreiche Veröffentlichungen findet der Interessierte auch in der Zeitschrift „Ordenskorrespondenz“, Organ der deutschen Ordensobern-Vereinigungen, erscheint 4x jährlich, hrsg. von der Deutschen Ordensobern-Konferenz. Hier finden sich vor allem alle Dokumente mit Erläuterungen.

⁵ Außer der oben schon genannten hilfreichen Arbeit von A. Herzig „Ordens-Christen“ vgl. vor allem M. Scheuer, Die Evangelischen Räte. Strukturprinzip systematischer Theologie bei H. U. von Balthasar, K. Rahner, J. B. Metz und in der Theologie der Befreiung = Studien zur systematischen und spirituellen Theologie 1, Würzburg 1990; J. B. Metz, Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge, Freiburg i. Br. 1977 u. ö.

wirklich zum Christsein im Sinne des Neuen Testaments gehört. Dabei geht es nicht um einen beliebigen Nebenkrater auf der Landkarte des gelebten christlichen Glaubens, sondern um das Feuer im Zentrum. Ich wähle dabei als Zugang vor allem zwei Kategorien, die auch mit den Titel dieses Vortrags bilden, nämlich Nachfolge sowie Jüngerschaft *und* Sendung.

Wer in der Nachfolge Jesu steht, ist sein Jünger, und wer sein Jünger werden möchte, muss zur Nachfolge bereit sein. Nehmen wir einen konkreten Text aus den Jüngerberufungen (Mk 2,14): „Als Jesus weiterging, sah er Levi, den Sohn des Alphäus, am Zoll sitzen und sagte zu ihm: Folge mir nach! Da stand Levi auf und folgte ihm.“⁶ Drei Elemente⁶ fallen auf: die Begegnung Jesu mit dem Zöllner, das Berufungswort als Kernstück und der Bericht über die Verwirklichung der Aufforderung. Jesus beruft, wie auch der Ruf an Simon und Andreas zeigt, „im Vorübergehen“. Es geht also nicht um ein langes Vertrautsein mit einer Person oder die Kenntnis besonderer Voraussetzungen, sondern Jesus vollzieht die Berufung mit einer eigentümlichen Voraussetzungslosigkeit und mit einer überraschenden Unmittelbarkeit. Wo aber nichts vorausgesetzt wird, handelt es sich um ein schöpferisches Wort, das nur der Macht Gottes bei der Entstehung der Welt vergleichbar ist, als er das, was nicht ist, ins Dasein rief (vgl. Röm 4,17). So sind nicht einmal Zöllner von einem solchen Ruf ausgeschlossen, obgleich sie als unwürdig und geächtet gelten. Es ist ein fast unwiderstehlicher Ruf, an den keine Bedingungen gestellt werden: ge-

⁶ Vgl. ausführlicher zur Struktur der Berufungserzählungen K. Lehmann, „Ergo in novitate Spiritus est vocatio nostra“. Grundzüge einer Theologie und Pastoral der Berufungen, in: *Seminarium Commentarii pro Seminaris, Vocationibus ecclesiasticis, universitatibus et scholis catholicis*. Nova series: 37 (1997) N. 2–3, April–September 1997, Themenband: De Congressu habito ad Voactiones ad Presbyteratum et ad Vitam Consecratam fovendas in Europa, Rom 1997, 272–285.

bietend und in Vollmacht ergangen, sodass nur rückhaltloser Gehorsam erwartet wird. Der angerufene Mensch ist bereit, ohne Zögern und Rückfrage Gehorsam zu leisten. Mit dieser Begegnung und Entscheidung beginnt etwas völlig Neues, gleichsam wie am ersten Schöpfungsmorgen. Besonders anschaulich wird die Macht dieses Rufes in die Nachfolge bei der Berufung des Simon und Andreas, die mitten bei ihrer Alltagsarbeit als Fischer angesprochen werden: „Auf, mir nach, dass ich Menschenfischer aus euch mache. Und gleich ließen sie die Netze und folgten ihm.“ (Mk 1,17 in der Übersetzung von F. Stier „Menschenfischer“ ist damals ein anstößiges Wort, weil es überlisten und übertölpeln heißt (vgl. z. B. Jer 16,16 und Ez 47,10). Die Nachfolge ist eine Indienstnahme, die den ganzen Einsatz des Menschen für einen besonderen Auftrag fordert.

Das aus dem jüdischen Lehrbetrieb zwischen einem Rabbi und seinem Schüler stammende Bild des „Hinterhergehens“, das zunächst Unterordnung und Dienstbereitschaft besagt, verblasst hier eher. Alles ist auf das unbedingte Hören des Rufes Jesu und auf seine Person konzentriert. Es geht um eine uneingeschränkte Schicksalsgemeinschaft, die auch Leiden und Entbehrung im Gefolge des Meisters nicht fürchtet. Bindung an die Person Jesu heißt hier jedoch nicht Ausgeliefertsein an einen beliebig Einzelnen, sondern heißt Teilnahme an seinem Auftrag. Dies aber ist der Dienst an der Sache des nahen Gottesreiches. Nur so lassen sich auch Härte und „Rücksichtslosigkeit“ des Rufes Jesu erklären, weil er im Dienst an seiner Sendung nicht ihm selbst gilt. Der Jünger muss so aber auch frei sein für diesen Dienst, in uneingeschränkter Bereitschaft, die ganze Ungesicherheit des Meisters zu teilen: „Ein Jünger steht nicht über seinem Meister und ein Sklave nicht über seinem Herrn. Der Jünger muss sich damit begnügen, dass es ihm geht wie seinem Meister, und der Sklave, dass es ihm geht wie seinem Herrn“ (Mt 10,24 f.).

Es bleibt freilich die Frage, an wen dieser Ruf ergeht. Von Anfang an muss man zwei Modelle ausschalten, weil sie fragwürdig sind. Man darf in dem Ruf zur Nachfolge nicht einfach einen „Ausnahmefall“ sehen, aber auch den Ruf nicht als an das ganze Volk gerichtet interpretieren. Man darf beim Gedanken an die „Jünger“ diese auch nicht gleichsetzen mit den „Zwölf“. Es gibt jedoch einige Hinweise, dass die „Nachfolge“ Jesu nicht die für alle geltende Bedingung zur Teilhabe am nahen Gottesreich war. Nachfolgen im äußeren Sinne ist nicht die allgemeine Bedingung des Heils. Ein wichtiger Hinweis dafür ist der Hinweis auf den reichen Jüngling. Er braucht nur die Zehn Gebote zu erfüllen. Der Ruf in die Nachfolge wird bedingt erteilt: „Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach.“ (Mt 19,21) Aber man darf dies nicht falsch deuten. Der Gedanke an eine „doppelte Jüngerschaft“, ein doppeltes Ethos oder gar an eine doppelte Moral, die sich an eine weitere Anhängerschaft und einen engeren Kreis richten, bedarf einer sehr klugen und selbstkritischen Reflexion. Die klassische Unterscheidung zwischen einem Stand der Gebote und dem Stand der Räte zielt zwar durchaus etwas Richtiges an, unterliegt aber, vor allem wenn der Unterschied verfestigt wird, den genannten Einwänden.

Man kann gewiss nicht leugnen, dass es bei Jesus eine engere Gemeinschaft des um den Herrn gescharten Kreises, z. B. der Zwölf, gibt, und eine allgemeinere Jüngerschaft. Wenn es auch Tendenzen gibt, die Schar der engeren Jüngerschaft auf die Zwölf zu konzentrieren, so lässt sich im Ganzen sagen: die, die Jesus nachfolgen, überschreiten zugleich diesen Kreis. Jesus hat die Zugehörigkeit zur künftigen Gottesherrschaft auch Menschen verheißen, die nach der Überlieferung nicht zu den Jüngern zählten (vgl. Mk 10,15; 12,34; Lk 6,20; Mt 7,21). Im Übrigen wird die Zusage des Eingehens in die Gottesherrschaft

niemals einer abgegrenzten Gruppe von Anhängern gegeben. Man muss sich also vor einer elitären Zwei-Stufen-Moral hüten, wie immer man diese auf einzelne Menschengruppen aufteilt.

Vielmehr sollte man stärker auf die beiden Gruppen gemeinsame Basis sehen, was darin auch sein Recht findet, dass das Neue Testament die Aufforderung zur Nachfolge auf jeden Christen beziehen kann (vgl. bes. Mk). Der Ruf z. B. zur Armut ist kein „Gesetz“, das schematisch und verallgemeinernd verstanden worden ist. „Von einigen Anhängern Jesu wird nämlich ausdrücklich gesagt, dass sie begütert waren: Die galiläischen Frauen stellten ihr Vermögen in den Dienst Jesu (Mk 15,40 f. par; Lk 8,3). Joseph von Arimathäa, ein reicher Mann und Messiasgläubiger (Mt 27,57; Joh 19,38), der auf das Reich Gottes wartete (Mk 15,43 par), sorgte nach dem Tode Jesu für ein würdiges Begräbnis (Mk 15,46 parr). Ebenso verhielt sich Nikodemus (Joh 19,39).“⁷ Der Dienst, der im Besitz von Haus und Geld geleistet werden kann, kann auch „Nachfolge“ werden. Dabei gibt es auch Merkmale neuer Art für die

⁷ A. Schulz, *Jünger des Herrn*, München 1964, 36; M. Hengel, *Nachfolge und Charisma*, Berlin 1968. Zur neueren Interpretation des Nachfolge-Gedankens vgl. außer der noch zu nennenden Literatur zusammenfassend vor allem F. Hahn, *Theologie des Neuen Testaments*, Bd. II, Tübingen 2002, § 15: Nachfolge und Glaube, 442–475; U. Wilckens, *Theologie des Neuen Testaments*, Bd. I: Geschichte der urchristlichen Theologie, Teilband 1: Geschichte des Wirkens Jesu in Galiläa, Neukirchen 2002, 229–281; F. G. Untergaßmair, *Ordensleben im Sinne der Bibel*, Innsbruck 1994; K. Mertes, *Jünger-Profile. Die Gefährten Jesu und ihr Weg zum Glauben*, Frankfurt 1989; A. Schulz, *Unter dem Anspruch Gottes. Das neutestamentliche Zeugnis von der Nachahmung*, München 1967; G. Lohfink, *Wie hat Jesus Gemeinde gewollt*, Freiburg i. Br. 1982; Ders., *Wem gilt die Bergpredigt*, Freiburg i. Br. 1988; Ders., *Braucht Gott die Kirche? Zur Theologie des Volkes Gottes*, 5. Aufl., Freiburg i. Br. 2002; N. Lohfink, *Der Geschmack der Hoffnung. Christsein und christliche Orden*, Freiburg i. Br. 1983.

Nachfolge: Nachfolge geschieht durch Bereitschaft zum Leiden (vgl. Mk 8,34 ff.; 10,32), durch „Dienst“ (Mk 15,41, vgl. 1,31) und in der Tischgemeinschaft mit Jesus (vgl. 2,15).

Es gibt also so etwas wie ein abgestuftes Ethos in der Verwirklichung der Nachfolge Jesu Christi. Im Prinzip folgt jedoch das „Jüngerethos“ keiner anderen Logik als das „allgemeine Ethos“. Es sind durch das entschlossene Sicheinlassen auf die Nähe der Gottesherrschaft nur Konkretionen desselben Ethos. Der Jünger ist besonders durch den Auftrag der Verkündigung und diese Form der Mitarbeit eine spezielle Ausformung des grundlegenden Auftrags. Was vom Jünger in seiner konkreten Situation verlangt wird, kann auch in bestimmten Umständen für den „Sympathisanten“ dringlich werden. Einmal wird hier der persönliche Anruf Jesu entscheidend, was man mit einem engeren Verständnis von „Berufung“ in Zusammenhang bringen kann, zum anderen wird ein Konflikt mit einer bisherigen gesellschaftlichen Norm möglicherweise auch zum Auslöser für eine radikalere Entscheidung.

III.

Die Gemeinsamkeit der spirituellen Basis darf nicht den Unterschied im Ruf der Nachfolge verwischen. Es geht nicht nur um Radikalisierungen allgemein christlicher Postulate. Der Unterschied liegt auch nicht darin, dass sie einfachhin konkret befolgt werden, während sie beim Laien „dem Geist nach“ Beachtung finden. Vielmehr haben sich drei Ratschläge Jesu in besonderer Weise zu einer typischen Lebensform verdichtet, in der der Umgang mit den Lebensbereichen Güter und Güterverfügung, Partnerschaft und Sexualität, freie Selbstbestimmung und Lebensplanung entscheidend wird. Diese so genannten „Evangelischen Räte“ haben einen tiefen christologischen Hintergrund, denn sie sind sehr eng mit der Sendung Jesu selbst verbunden.

Ich brauche hier nicht ausführlich die Herauslösung aus dem Familienzusammenhang, die Heimatlosigkeit des Menschensohnes, den bedingungslosen Gehorsam dem Vater gegenüber und die Bereitschaft zur Schicksalsgemeinschaft mit Jesus im Einzelnen und ausführlicher darzulegen.⁸ Einige Hinweise genügen.

Jesus fordert einen strikten Abschied von den Familienangehörigen. Der Jünger soll sich von seinen nächsten Angehörigen bewusst und entschieden distanzieren. Hier sei nur an zwei besonders provozierende Jesusworte erinnert: „Als sie auf ihrem Weg weiterzogen, redete ein Mann Jesus an und sagte: Ich will dir folgen, wohin du auch gehst. Jesus antwortete ihm: Die Füchse haben ihre Höhlen und die Vögel ihre Nester: der Menschensohn aber hat keinen Ort, wo er sein Haupt hinlegen kann. Zu einem anderen sagte er: Folge mir nach! Der erwiderte: Lass mich zuerst heimgehen und meinen Vater begraben. Jesus sagte zu ihm: Lass die Toten ihre Toten begraben: du aber geh und verkünde das Reich Gottes!“ (Lk 9,57–62) In diesen Zusammenhang gehört auch das anstößige Wort: „Wenn jemand zu mir kommt und nicht Vater und Mutter, Frau und Kinder, Brüder und Schwestern, ja sogar sein Leben gering achtet (wörtlich: hasst), dann kann er nicht mein Jünger sein.“ (Lk 14,26) Wir stoßen auf einen ähnlichen Sachverhalt, wenn wir an die Berufungsgeschichten anknüpfen. Nachfolge schließt die Aufgabe des all-

⁸ Vgl. dazu die schon genannten Untersuchungen von M. Scheuer, *Die Evangelischen Räte*; A. Herzig, „Ordens-Christen“; H. Böhler, *I consigli evangelici in prospettiva trinitaria*, Milano 1993; J. Schmiedl, *Das Konzil und die Orden*, 358 ff., 371 ff. u. ö. (vgl. Reg.: 639).

täglichen Berufes aus. Wer in der Nachfolge Jesu steht, hat einen neuen Beruf im Dienste Jesu ergriffen, der ihn total beansprucht. Es bleibt kein Platz mehr für einen regulären Beruf. Was für Familie und Beruf gesagt wird, gilt ebenso für den Besitz. Die Geschichte vom reichen Jüngling (Mk 10,17; Mt 19,16 ff.) wurde schon erwähnt. Hier geht es um eine Beanspruchung, wie sie im Alten Testament bei aller Gesetzesverschärfung überhaupt nicht in den Blick kommt. Auch von dem reichen Jüngling wird eine totale Preisgabe des bisherigen Lebens verlangt, er muss sich jeden Rückweg selber versperren. Die Selbstpreisgabe des Menschen (vgl. Lk 14,26) kann nur einer fast zerstörerischen „Gesetzlichkeit“ entgehen, wenn sie positiv der totalen Bindung an Jesu Person und Geschick entspricht. Gerade hier ist die christologische Gründung unverzichtbar (vgl. Mk 10,29 f.; 8,35 f.). „Es geht in der Nachfolge Jesu somit um eine totale Bindung an Jesu Person und Auftrag. Gerade das unterscheidet sie von allem, was es vorher an Nachfolge gegeben hat.“⁹ Maßgebend ist also nicht der Gehorsam gegenüber einzelnen Weisungen, sondern die Totalität personaler Bindung. Die unbestreitbar vorliegende „Radikalität“ in Jesu Anspruch entspringt der Neuheit des Evangeliums und nahen Gottesreiches.¹⁰

Die Auswahl der „Evangelischen Räte“ ist nicht zufällig, weil sie unausweichlichen menschlichen Sehnsüchten und Tendenzen entspricht: dem Wunsch nach Ansehen, Macht und Besitz.

⁹ F. Hahn, Die Nachfolge Jesu in vorösterlicher Zeit, in: F. Hahn, A. Strobel, E. Schweizer, Die Anfänge der Kirche im Neuen Testament, Göttingen 1967, 21.

¹⁰ Vgl. zum Begriff der Neuheit außer dem schon in Anm. 6 genannten Beitrag auch K. Lehmann, Hat das Christentum Zukunft? Glaube und Kirche an der Jahrtausendwende. Predigten und Reflexionen, hrsg. v. Barbara Nichtweiß, Mainz 2000 (= Mainzer Perspektiven. Wort des Bischofs 2).

Wie wichtig gerade der Verzicht darauf ist, wird auch daran erkennbar, dass Jesus selbst ihnen in den Versuchungen ausgesetzt ist (vgl. Mt 4,1–11). Auch wenn das, was die Evangelischen Räte meinen, innere Momente eines jeglichen christlichen Glaubens sind und ganz bewusst beispielhaft auf alle Christen wirken, so muss man auch verstehen, dass diese Lebensdimensionen gerade wegen der widerstrebenden Daseinsorientierung des Menschen eine verlässliche Form und eine stabile Gestalt brauchen. In diesem Zusammenhang sind die Ausbildung der Gelübde und das Versprechen endgültiger Bindungen zu sehen. Die heutige Sprachphilosophie hat ja die besondere Form des Versprechens und der Gelübde herausgestellt, vor allem in der Sprechakt-Theorie.¹¹ Gerade angesichts der explosiven Spannung zwischen der natürlichen Dynamik des Menschen und dem Evangelium, zwischen dem alten und dem neuen Menschen, bedarf es zur Festigung eines solchen Entschlusses einer bewährten Lebensform, wie sie sich in den großen Ordensregeln jeweils niederschlägt. Durch diese am Ende nur christologisch motivierbare Lebensform unterscheidet sich die Ordensexistenz bei allen äußerlichen Ähnlichkeiten auch radikal von alternativen Lebensstilen.¹²

¹¹ Vgl. dazu R. Wonneberger/H. P. Hecht, *Verheißung und Versprechen. Eine theologische und sprachanalytische Klärung*, Göttingen 1986, vgl. auch J. A. Austin, *Zur Theorie der Sprechakte*, Stuttgart 1972 u. ö.; A. Keller, *Sprachphilosophie*, Freiburg i. Br. 1979, 77 ff., 145 f.

¹² Die Versuche, das Ordensleben von alternativen Lebensformen her zu entwickeln, kann einiges Richtige aufzeigen, kommt aber bei dieser christologischen Grundperspektive an eine innere Grenze, vgl. dies im Blick auf W. Gebhardt, *Charisma als Lebensform. Zur Soziologie des alternativen Lebens = Schriften zur Kulturosoziologie*, Berlin 1994, bes. 106 ff. u. ö.; I. Reimer, *Verbindliches Leben in Bruderschaften, Gemeinschaften, Lebensgemeinschaften*, Stuttgart 1986, 20 ff., 22 f.

Weil die nahe Gottesherrschaft den ganzen Menschen beansprucht, muss er ganz frei sein. Insofern liegt in der Ordensexistenz gewiss von Anfang an ein endzeitlicher Stachel, der auf das Unvergleichliche eines solchen Lebens hinweist. In diesem Sinne ist „Heimatlosigkeit“ nicht nur eine übliche Redensart, sondern gehört zur Bedingungslosigkeit des Rufs in die Nachfolge und der gehorsamen Antwort darauf. In gewisser Weise manövriert sich der Nachfolgende so aus der eigenen Gesellschaft heraus, weil er ihre Spielregeln nicht annimmt, sondern vielmehr bricht. „Außenseitertum“ ist dafür noch ein zu harmloses Wort. Die Seinen hielten Jesus für verrückt (vgl. Lk 3,21). Seine Vaterstadt verwarf ihn (vgl. Lk 6,1 ff.). Paulus hat diese Paradoxie des Lebens Jesu, ja die Torheit seiner Liebe am besten in sein Evangelium aufgenommen, wenn er die Weisheit dieser Welt mit der Torheit des Kreuzes vergleicht (vgl. 1 Kor 1,17–31). Ohne ein solches Narrsein im Auftrag Gottes kann man eine solche Sendung nicht erfüllen.

Damit wird auch leicht einsichtig, dass man diese Nachfolge nicht verstehen kann ohne die Leidensbereitschaft. So gehören auch Nachfolge und Anfechtung eng zusammen. Vielleicht liegt hier der größte Gegensatz zur gängigen heutigen Lebensanschauung, die das totale Glück in dieser Zeit sucht und dem Leiden weitgehend die Daseinsberechtigung abspricht.¹³

Vielleicht ist gerade auch so einzusehen, dass in der Lebensform der Ordensexistenz die Betonung des Einzelnen in seiner unersetzlichen Bedeutung und die nicht weniger radikale Anforderung durch die Gemeinschaft sich nicht einfach widersprechen. Hier muss man erkennen, dass freilich nur der Einzelne, der sein eigenes Leben preisgeben kann, im Geist Jesu Christi fähig wird, sich in letzter Selbstverleugnung dem Leben in der

¹³ Vgl. E. Grässer, *Der Alte Bund im Neuen*, Tübingen 1985, 168 ff.

Gemeinschaft rückhaltlos hinzugeben. Jeder Individualismus und jeder Kollektivismus sind hier schon im Ansatz durch den Ruf in die Nachfolge überholt, auch wenn sie in den Zerrformen immer wieder Gefahren bleiben. Auf diese Weise entsteht in der Kirche ein Freiheitsraum, wie er heute nur noch höchst selten gegeben ist.

IV.

Das Neue Testament gibt uns jedenfalls viele Anregungen und Anstöße zu verschiedenen Lebensformen, in der die Armut eine grundlegende evangelische Haltung, die Ehelosigkeit ein besonders Charisma und der Gehorsam eine eigene Form des Dienens darstellen.

Am Ende wird ein solches Leben nur aus der Entscheidung einer Wahl heraus geboren. Hier kommt auch alle Theorie und jede Rede „über“ ... an eine innere Grenze. Am Ende kommt es auf diese Tat des Lebens an. „Weil sie (die Tat) das Wollen offenbart, festlegt, bekräftigt und sogar hervorbringt, dient die Tat dem Versprechen zum Siegel und gibt der unwiderruflichen Verdingung Halt und Gehalt. Was den Vertrag besiegelt, den Ehebund knüpft, den Diakon weiht, ist eine Unterschrift, ein Wort, ein Schritt – immer eine Tat, deren abschließende Einheit allen inneren Zwiespalt hinter sich lässt und die vielleicht noch zagen oder zögernden Kräfte unwiderruflich dem Werk weiht. Tun, das heißt in Wahrheit alle Brücken hinter sich abbrechen ... Das Tun ist eine echte Eroberung. – So gelingt es im Tun auch zu wollen, was einer zunächst scheinbar gar nicht wollen konnte ... Schließlich ist die Arbeit nie fertig und die Eroberung nie unbestrittener Besitz. Dieser lebendige Bau hält sich nie im Gleichgewicht und droht gleichsam jeden Augenblick wieder

einzustürzen ... Getan haben entbindet nicht vom Tun; in der Moral gibt es keinen Anspruch auf Pension.“¹⁴

Dies macht die Unwiderruflichkeit und – von außen her gesehen – Härte des Ordenslebens aus. Aber dadurch wird dieses Leben von innen her licht und hell. Hier spielt ein eigentümliches Verhältnis von Geist und Buchstabe mit. Wir sind gewohnt, etwas leichtfertig den Geist gegen den Buchstaben zu setzen. Der Buchstabe kann gewiss den Geist töten. Aber man muss sehr genau sehen, was man damit meint. „Versklavt wird im Gegenteil, wer nur in seinem eigenen Licht denken und nach seinem eigenen Urteil handeln will. Wer kein Bedürfnis mehr spürt, sich zu erneuern und zu übertreffen, hat kein Leben mehr.“¹⁵ Man kann nämlich auch sagen, dass der Geist in unserem Handeln nur lebendig wird durch den Buchstaben, das heißt die eindeutige Praxis des Lebens, die uns von vielen Willkürlichkeiten befreit. „Unter der Hülle des Buchstabens dringt die Fülle eines neuen Geistes ein.“¹⁶ Nur wenn der Ruf in die Nachfolge mit der ganzen Existenz, mit aller Entschiedenheit und bis in die konkrete leibliche Dimension hinein angenommen wird, lässt er sich unverkrampft leben.

Damit haben wir auch ein Thema erreicht, das hier nicht fehlen darf. Wenn im Tun die Vollkommenheit liegt und das ungeteilte Herz letztlich allein radikales Christsein verbürgen kann, dann gehört die Einfachheit zu einer solchen Existenz. Einfachheit in diesem Sinne bedeutet zugleich Einfalt, Durchsichtigkeit und Aufrichtigkeit. Sie hat in den großen Ordensregeln einen besonders wichtigen Platz. Wie aus einer Wurzel wird das gewählte

¹⁴ M. Blondel, *Logik der Tat*, Einsiedeln 1957, 2. Aufl. 1986, 96 f.

¹⁵ Ebd., 101.

¹⁶ M. Blondel, *L'Action*, Paris 1893, Paris 1950 u. ö. (deutsch: *Die Aktion*, Freiburg i. Br. 1965), 417/443, vgl. auch 469/504; 14/39; 404/430.

Leben hell. In der Regel von Taizé¹⁷ heißt es zu dieser „Einfalt“: „Deine Verfügbarkeit setzt voraus, dass du ständig deine ganze Existenz vereinfachst, nicht durch Zwang, sondern im Glauben. – Meide die gefundenen Wege, auf denen der Teufel dich sucht. Wirf die unnützen Lasten ab, damit du besser die Bürden der Menschen, deiner Brüder zu Christus, deinem Herrn, tragen kannst. – In der Transparenz der brüderlichen Liebe gestehe schlicht deine Fehler ein; nimm sie aber nicht zum Vorwand, um die der anderen herauszufinden. Wo die Brüder auch sind, pflegen sie untereinander den kurzen und häufigen Austausch. – Einfalt heißt auch Loyalität gegen sich selbst, um zur Klarheit zu gelangen; sie ist ein Weg, offen zu werden für den Nächsten. – Sie ist da in der gelösten Freude des Bruders, der das quälerische Sorgen um seine Fortschritte und Rückschläge aufgibt, um seinen Blick unverwandt auf das Licht Christi zu richten.“ Dies ist ein Beispiel dafür, was in der Konzentration dieses Lebens mit „Einfalt“ gemeint ist.

Man darf die drei Evangelischen Räte: Ehelosigkeit, Armut und Gehorsam nicht für sich allein betrachten, gleichsam von außen. Sonst bezeichnen sie zu sehr nur die Verneinung von Ehe, Besitz und freier Selbstverwirklichung. Sie umreißen vielmehr eine Lebensgestalt, die von innen her entscheidend als unmittelbar geforderte Nachfolge Jesu Christi erscheint. In der Unbedingtheit der Nachfolge sind die einzelnen „Räte“ mehr oder minder im Ansatz verborgen. Nur in dieser letzten radikalen Verankerung sagen die Evangelischen Räte wirklich das aus, was sie vom Evangelium her erfüllt. Sie meinen nichts anderes als die volle Verfügbarkeit für den Willen des Vaters.

Dabei wird man sich vor Übertreibungen hüten müssen. Der Ordensstand gibt nicht als solcher schon Vollkommenheit, son-

¹⁷ Gütersloh 1963², 39.

dern er bietet eine größere Gelegenheit, zur Vollkommenheit im Sinne des Evangeliums zu gelangen. Insofern gibt es wirklich die Möglichkeit einer Steigerung intensiv gelebten christlichen Daseins. So kann man wirklich von den äußeren Lebensbedingungen her den Ordensstand als das „seligere“ Leben bezeichnen, wie es die Überlieferung der Kirche tut. In diesem Sinne scheuen sich auch die neueren Dokumente über das Ordensleben auch nicht, in komparativen Ausdrücken zu sprechen, wie „in besonderer Weise“, „mehr und mehr“, „glühender“, „reicher“, „kräftiger“, „der vorzügliche Wert“. Wir möchten heute gerne diese Sprache vermeiden. Aber wenn man auf die Bibel schaut, dann ist uns dies so nicht erlaubt.¹⁸

Ohne die tägliche Annahme des Rufes in die Nachfolge gibt es jedoch die große Gefahr, dass der vorgegebene Rahmen nicht mit dem Existenzanspruch zusammengeht. Darum sagt Hans Urs von Balthasar¹⁹ mit Recht: „Alles an der Kirche verfällt immer wieder, sinkt ab, wird untreu, fälscht das Wesen. Je anfordernder und damit schwerer ein christliches Zeugnis zu leben ist, desto mehr Unheil richtet sein Versagen an. Die Kritik am Leben der Evangelischen Räte wird nie verstummen, solange schwache, fehlbare Menschen es zu leben versuchen. Sie müssen sich diese Kritik immer neu anhören, das Berechtigte daran erkennen, es durch neue Anstrengung zu entkräften suchen. Gegen den besonderen Ruf zur Verfügbarkeit aber wird es niemals eine berechtigte Kritik geben können, weil es ohne ihn kein Evangelium und keine Kirche gäbe.“ In diesem Sinne drückt das Wort von der „Vollkommenheit“ – es ist ja eine biblische

¹⁸ Vgl. H. Hübner, „teleios“, in: H. Balz/G. Schneider (Hg.), Exegetisches Wörterbuch zum Neuen Testament, Bd. III, Stuttgart 1983, 821–824; B. Lang, Vollkommenheit, in: Neues Bibel-Lexikon, hrsg. von N. Görg u. B. Lang, Bd. III, Düsseldorf 2001, 1046 f. (Lit.).

¹⁹ Klarstellungen, Einsiedeln 1978, 134.

Weisung: „Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen bleibenden Schatz im Himmel haben; dann komm und folge mir nach“ (Mt 19,21) – das zusammenfassende Ziel der Forderung Gottes aus. Die Erfüllung der Evangelischen Räte darf nie gleichsam von einem Typ bloßer Befolgung der Gebote her verstanden werden, sondern sie ist letztlich nur als vollkommene Hingabe und unbeschränkte Liebe möglich, zu der die Freiheit des Geistes Voraussetzung ist. Nur so kann es auch die „bessere Gerechtigkeit“ (vgl. Mt 5,20) geben, von der auch das Neue Testament trotz aller Missverständnisse zu sprechen wagt.²⁰

Die Kirche braucht darum immer wieder lebensnotwendig das Beispiel einer christlichen Existenz, die auf alle sonstigen Lebenssicherungen verzichtet und ganz dem Ruf zur Nachfolge entspricht. Immer wieder ertönt der Ruf nach einem radikalen, authentischen Christentum. Gerade junge und kritische Menschen rufen stets danach. Für die Bibel heißt radikal zunächst „vollkommen“. „Seid also vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ (Mt 5,48). Dahinter steht weniger das perfekte Ideal einer in allem ausgereiften „Persönlichkeit“, sondern das, was die biblische Sprache mehr mit „ganz“, „unversehrt“, „heil“ und nicht zuletzt „ungeteilt“ zum Ausdruck bringt. Da diese Nachfolge vom gesamten Gottesvolk gefordert ist, darf man das Leben in der Nachfolge Jesu nicht als „Ausnahmefall“ sehen. Wenn es nun in besonders reiner und leuchtender Form gelebt wird, dann kommt darin leibhaftig und buchstäblich das Evangelium Jesu Christi zu lebendiger Anschauung. Der Gehorsam, dieses Evangelium Jesu Christi gleichsam wörtlich zu nehmen, „sine glossa“, ohne die Kunst des Um-

²⁰ Vgl. dazu U. Luz, Das Evangelium nach Matthäus, 1. Teilband: Mt 1–7 = Evangelisch-Katholischer Kommentar zum Neuen Testament, Zürich 1985, 240 ff.

deutens, gehört zum Evangelium selbst. Dies mag den Weisen und Klugen zwar immer wieder „naiv“ erscheinen, in Wahrheit erfüllt sich gerade hier die Weisheit Gottes, die freilich nicht abtrennbar ist von der Torheit der Liebe Gottes am Kreuz. Dieses Zeugnis braucht die Kirche. Nichts braucht sie dringender als diese radikale, ungeteilte Verwirklichung des Evangeliums Jesu Christi.

Der wahre Ordensstand macht konkreten Ernst mit der Nachfolge Jesu Christi. Er darf der Kirche freilich nicht die Genugtuung geben, hier würde reines Christentum stellvertretend für alle gelebt, als ob die anderen vom Streben nach „Vollkommenheit“ dispensiert wären! Aber es ist doch für alle Christen stets ein Beispiel und ein Aufruf, damit sie in ihren Lebensumständen auf ihre Weise und nach ihrem Maß die Nachfolge verwirklichen. Dies muss nicht nur im Sinne eines leuchtenden Beispiels geschehen, sondern kann auch prophetische Züge der Herausforderung haben. In einer Zeit, in der das Selbstverständnis vieler Menschen – auch solcher, die getauft sind – in Distanz steht zum Evangelium Jesu Christi, wird auch das Ärgernis nicht einfach fehlen. Es darf freilich nicht bei sekundären Ärgernissen bleiben, sondern die Lebensweise nach dem Evangelium muss der Anstoß bleiben, der andere nachdenklich macht. In einzelnen Fällen können Ordensleute auch ähnlich wie Jesus selbst so etwas wie ein „heilbringender Widerspruch in Person“ (Papst Johannes Paul II.) werden. Umgekehrt ist schließlich das Leben nach den Evangelischen Räten eine exemplarische, prophetische Schule des Glaubens für alle Christen. Darum suchten früher und suchen auch heute so viele Menschen aus der Welt Rat bei denen, die um des Evangeliums willen frei und unabhängig sind.

V.

Ich will und muss hier abbrechen.²¹ Man müsste aufzeigen, wie viele Impulse des Zweiten Vatikanischen Konzils aufgenommen worden sind. Es gibt eine wichtige Linie vom Dekret des Konzils über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens „*Perfectae caritatis*“ über verschiedene Verlautbarungen der zuständigen Kongregation²² bis zum Nachsynodalen Apostolischen Schreiben „*Vita Consecrata*“ von Papst Johannes Paul II. vom 25. März 1996.²³ Papst Johannes Paul II. hat in

²¹ Vor allem zwei Elemente sollten noch ausführlicher behandelt werden. Ich möchte jedoch aus Gründen der verfügbaren Zeit darauf verzichten, zumal eine umfangreichere Darlegung notwendig wäre. Der Begriff des gottgeweihten Lebens hat sich zwar in den romanischen Ländern rasch eingewöhnt, nicht jedoch genügend bei uns. Hier sind sogar größere Missverständnisse immer wieder am Werk. In der „*Consecratio*“ geht es in erster Linie nicht um die Übergabe des menschlichen Lebens von uns aus an Gott, sondern an die „*Weihe*“, die von Gott kommt, vgl. dazu kurz J. Schmiedl, in: Herders Theologischer Kommentar 3, 540–543; (von theologischer Seite wenig befriedigend ist der Artikel „*Weihe*“, in: LThK, X. Band, Freiburg i. Br. 2001, 1004–1005). Eine wichtige Dimension ist die missionarische Tätigkeit der Orden, die längst nicht genügend gewürdigt wird. Vgl. dazu besonders das Dokument der Deutschen Bischofskonferenz „*Allen Völkern Sein Heil*“ (2004) = Die deutschen Bischöfe 76, Bonn o. J. (2005). Besondere Beachtung verdienen auch die Ausführungen über das Verhältnis des Bischofs zur Missions-tätigkeit, in: Kongregation für die Bischöfe, Direktorium für den Hirten-dienst der Bischöfe (2004) = Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 173, Bonn o. J. (2006), vgl. dazu auch den Kommentar von H. Haller-mann.

²² Vgl. Das Brüderliche und Schwesterliche Leben in Gemeinschaft (1994), Neubeginn in Christus. Ein neuer Aufbruch des geweihten Lebens im Dritten Jahrtausend (2002), auch: „*Mutuae relationes*“ (1978) usw.

²³ Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 125, vgl. die zu Beginn bereits zitierten Kommentare, dazu J. Castellano u. a., *Vita consecrata. Una prima lettura teologica*, Mailand 1996.

zahlreichen Ansprachen und Texten das Verständnis des Ordenslebens zu vertiefen versucht.²⁴ Erwähnen möchte ich noch – oft zu Unrecht vergessen – den Beschluss der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland über die Orden und andere geistliche Gemeinschaften.²⁵

Ich hoffe, dass damit deutlich geworden ist, in welchem hohen Maß gerade heute die Orden und die geistlichen Gemeinschaften, einschließlich der Säkularinstitute, noch wichtiger und dringlicher geworden sind für die Präsenz und Kraft des christlichen Glaubens innerhalb und außerhalb der Kirche. „In jeder Periode der Geschichte hat Gott einer Reihe von Menschen den Auftrag erteilt, das Evangelium nach dem Urtext vorzuleben. In ihrer Person ‚mit Leib und Blut‘ eine zeitgemäße Originalausgabe darzustellen.“²⁶

Noch vieles wäre zu entdecken und wieder zum Leuchten zu bringen. Dies soll jedoch in den Statements und in den Arbeits-

²⁴ Vgl. für die erste Übersicht außer der schon genannten Literatur B. Albrecht, *Berufen zum Zeugnis. Ordensleben und Berufungspastoral in der Sicht Papst Johannes Paul II.*, Vallendar/Schönstatt 1988; vgl. die zahlreichen Anmerkungen im Nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Vita consecrata“.

²⁵ „Die Orden und andere geistliche Gemeinschaften. Auftrag und pastorale Dienste heute“, in: *Offizielle Gesamtausgabe I*, Freiburg i. Br. u. ö., 549 ff. (Einführung von Abt Dr. Anselm Schulz OSB), 557 ff. (Beschlusstext); besonders ausführlich: Nachfolge als Zeichen. Kommentarteilbeiträge zum Beschluss der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland über die Orden und andere geistliche Gemeinschaften, hrsg. von F. Wulf/C. Bamberg/A. Schulz, Würzburg 1978.

²⁶ So der Vorspruch von Madeleine Delbrêl zum Text „Zeugnis der Hoffnung im gemeinsamen Dienst am Evangelium. Zur Berufung und Sendung der Gemeinschaften des geweihten Lebens“.

gruppen geschehen. Immer wieder kommen wir auf das in Jesus Christus verborgene und offenbar gewordene Geheimnis des Rufes in die Nachfolge zurück. Der Geist der lebendig macht (vgl. Joh 6,63), möge uns alle zu jenen Ursprüngen und Quellen aufbrechen lassen, von denen geistliche Berufungen leben und ermutigt werden. Dies erhoffe ich von dem so genannten Zukunftsgespräch zwischen Bischöfen und Gemeinschaften des geweihten Lebens am heutigen Tag in Würzburg, am Vorabend des Festes „Darstellung des Herrn“ (Lichtmess), dem Tag des geweihten Lebens in unserer Kirche.

Ort und Auftrag der Orden in der Gesellschaft heute

Ulrich Engel*

I. Ausgangssituation: „Wegen Umbau geschlossen“

Vor genau 40 Jahren beschrieb der flämische Theologe Edward Schillebeeckx die Situation des Ordenslebens in Westeuropa so: „Wenn ich boshaft sein wollte – oder müsste man es eher optimistisch nennen – dann würde ich sagen, dass im Augenblick an den Eingangstüren aller Klöster die Mitteilung angebracht ist: ‚Wegen Umbau geschlossen‘.“²⁷ Ein viertel Jahrhundert später antwortete Pater Schillebeeckx auf die Frage nach dem Stand der klösterlichen Restaurierungsarbeiten: „Ein solcher Umbau ist unmöglich in einem Zeitraum von 30 oder 50 Jahren abzuschließen.“²⁸

Die Krisenphänomene, welche die Bauarbeiten damals nötig machten, haben sich inzwischen dramatisch verschärft. Die Zahlen sind bekanntermaßen schlecht und der langfristige Trend katastrophal.²⁹ Die Lage scheint hoffnungslos und die „Zeit der

* Pater Dr. theol. habil. Ulrich Engel OP, Direktor des „Institut M.-Dominique Chenu-Espaces Berlin.

²⁷ Schillebeeckx, *Das Ordensleben in der Auseinandersetzung mit dem neuen Menschen- und Gottesbild*, 105. Im Original erschien der Text 1967: ders., *Het nieuwe mens – en Godsbeeld in conflict met het religieuze leven*.

²⁸ Engel / Schillebeeckx, *Zur Zukunft des Ordenslebens in Europa*, 158.

²⁹ Vgl. dazu die Zahlen bei Lehmann, *Pressebericht des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz*; Leimgruber, *Ordensfrauen in der Spätmoderne*, bes. 98–100.

Orden“³⁰ vorbei. In dieser Situation geht es vielen Ordensmännern und -frauen wie Hiob, der auf dem Misthaufen saß und verkündete, dass sein Erlöser lebe (vgl. Ijob 19,25). Bloß, dass *wir* manchmal *nur* auf dem Misthaufen sitzen ...

Aber auch das ist wenigstens etwas: irgendwo zu sitzen. Denn wer wo sitzt, hat einen Ort. Und genau um den soll's gehen, da mir für mein Statement die Aufgabe gestellt wurde, über „Ort und Auftrag der Orden in der Gesellschaft heute“ zu sprechen.

2. Konstellationen: Orte und Fremddorte

Ein Ort ist ein räumlich lokalisierbarer Platz. Er hat seine Position in einem Bezugssystem. Um Orte zu beschreiben, braucht es Grenzen. Diese „verweisen auf ein Diesseits und Jenseits (...) in der Weise, dass ein Bereich von einem anderen getrennt ist“³¹. Ein Ort (griechisch: *topos*) definiert sich demnach immer in Relation zu anderen Orten, zu Fremddorten.³² Die Vermessung, Darstellung und Beschreibung solcher Ortskonstellationen ist genuine Aufgabe der Topographie.³³ Wenn ich im Folgenden nach dem Ort bzw. nach Orten der Orden in unserer

³⁰ Metz, *Zeit der Orden?*, formulierte vor nunmehr genau 30 Jahren „noch mit einem besorgten, aber auch zuversichtlichen Fragezeichen“ (ders. / Peters, *Gottespassion*, 7). Vgl. dazu auch Derksen, *Zeit der Orden – Zeit der Solidarität*.

³¹ Waldenfels, *Topographie des Fremden*, 186.

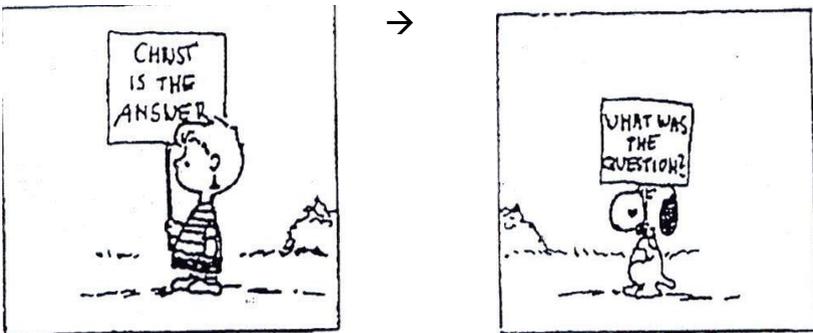
³² Vgl. Foucault, *Andere Räume*.

³³ Die Topographie (griech. *topos* = Ort; *grafein* = zeichnen, beschreiben) ist ein Teilgebiet der Kartographie bzw. der Geodäsie und befasst sich mit der Vermessung, Darstellung und Beschreibung von Gelände, Orten und Landschaften.

Gesellschaft frage, dann ist mein Vorgehen in methodischer Hinsicht *topographisch* angelegt.

Es unterscheidet sich jedoch von den aktuell diskutierten Entwürfen einer „Topographie der Pastoral“³⁴ insofern, als dass es dort vorzugsweise um die innerkirchliche Neuorganisation von Pfarreien und Seelsorgeeinheiten geht. Mir dagegen ist es um räumliche Konstellationen zu tun, die sich aus dem Zusammentreffen von *Orden* und *Gesellschaft* ergeben.

Nun ist es aber nicht unbedingt leicht, Konstellationen auszumachen, die sich so aneinander reiben, dass wirklich Geist und Funken sprühen. Allzu oft nur machen wir in unseren pastoralen Unternehmungen missvergnügelte und deshalb entmutigende Erfahrungen – etwa so wie Linus von den *Peanuts*:



Christus ist die Antwort.

Aber... ...was war die Frage?

Da funkt nichts und sprüht nichts! „Die Vermittlung zwischen den herausfordernden Zeichen und der Antwort des Glaubens

³⁴ Z. B. Keul, Das Evangelium verorten in pluralen Lebenswelten. Weiter dazu siehe Zulehner, Kirche im Umbau (kritische Perspektive); Entrich, Pastoral im Umbruch (spirituelle Perspektive).

bleibt schwierig³⁵, konstatierte Kardinal Lehmann vor wenigen Tagen im *Rheinischen Merkur*. Recht hat er.

Falls jedoch Konstellationen *nicht* belanglos sind, dann kommen sie oftmals spannungsgeladen daher. Das gilt innerkirchlich wie in den Außenbeziehungen. Von ersterem zeugt beispielsweise der mittelalterliche Mendikantenstreit: „Als die Dominikaner im 13. Jahrhundert an die Universität von Paris kamen, mussten Truppen gerufen werden, um sie vor dem Diözesanklerus zu schützen!“³⁶ (Das ist natürlich die Geschichtsschreibung der Predigerbrüder! Wie sich derselbe Sachverhalt aus der Perspektive der französischen Weltgeistlichkeit liest, sei dahingestellt ...)

Spannungen, die aus dem Aufeinandertreffen unterschiedlicher Akteure und ihrer Interessen resultieren, gibt es jedoch nicht bloß innerkirchlich³⁷, sondern – und das interessiert mich heute mehr – auch überall sonst.

3. Zeitzeichen: Seismische Gräben im globalen Dorf

Geradezu eruptive Folgen hat es, wenn innerhalb des globalen Dorfs Arm und Reich, Süd und Nord, der Islam und der Westen aufeinander prallen. Pierre Claverie, ein französischer Dominikaner, war Bischof von Oran in Algerien. Er wurde 1996 von muslimischen Fundamentalisten aufgrund seines Widerstandes

³⁵ Lehmann, *Die Flamme neu entfachen*, 23.

³⁶ Radcliffe, *Dialog und Communio*, 61 f.

³⁷ Zur (hier nicht weiter thematisierten) kritischen Solidarität in innerkirchlichen Konstellationen vgl. Eggenesperger, *Die theologische Bedeutung der Orden in der katholischen Kirche*; Pesch, *Mönchtum in der Kirche*. Einen historischen Einblick bietet Horst, *Bischöfe und Ordensleute*.

gegen die Gewalt ermordet. Nur einige Wochen vor seinem Tod schrieb er:

„Die Kirche erfüllt ihre Berufung, wenn sie in den *ruptures* [... es klingt besser auf Französisch!, UE], den Brüchen gegenwärtig ist, die die Menschheit in ihrem Fleisch und ihrer Einheit kreuzigen. Jesus starb ausgestreckt zwischen Himmel und Erde, seine Arme ausgebreitet, um die Kinder Gottes einzusammeln, die von der Sünde zerstreut wurden, die sie trennt, sie isoliert und sie gegeneinander und gegen Gott aufbringt. Er stellte sich selbst auf die Bruchstellen, die diese Sünde hervorbringt. In Algerien stehen wir auf einem dieser seismischen Gräben, die die Welt durchziehen (...). Und wir sind hier wahrhaft am rechten Ort, denn an diesem Ort kann man das Licht der Auferstehung erhaschen.“³⁸ Soweit das Testament von Bischof Claverie.

Im Sinne der Pastorkonstitution *Gaudium et spes* verstehe ich die ‚seismischen Gräben‘, die sich in unserer globalisierten Welt auftun, als „Zeichen der Zeit“ (GS 4). D. h. „die konkret vorhandene gesellschaftliche Wirklichkeit wird demnach als ethischer Appell an das christliche Gewissen interpretiert.“³⁹ Deshalb – hier schließe ich mich einer alten Forderung meines Lehrers Johann Baptist Metz an – ist es uns Ordensleuten nicht erlaubt, im gesellschaftspolitischen Abseits zu verharren.⁴⁰

Die Beschleunigung der Globalisierung verschärft die bestehenden Gegensätze tagtäglich. Die ökologische Gefahr nimmt beständig zu, der klassische Krieg ist wieder ein Mittel der na-

³⁸ Claverie, *Chrétien en Algérie aujourd’hui*, zit. nach Pérennès, Pierre Claverie, 285 u. 301.

³⁹ Schillebeeckx, *Von der theologischen Tragweite lehrantlicher Verlautbarungen über gesellschaftspolitische Fragen*, 415.

⁴⁰ Vgl. Metz, *Zeit der Orden?*, 77.

tionalen und internationalen Politik geworden, terroristische Gruppierungen können weltweit und zu aller Zeit Anschläge gegen letztlich jedermann führen. Das *world wide web* verschafft dem reichen Teil der Weltbevölkerung Kommunikations- und Bildungsmöglichkeiten, von denen wir vor 20 Jahren noch nicht einmal geträumt haben – und verweigert sie den Armen. Migrationsbewegungen in immer größerem Ausmaß sind die Folge.⁴¹

4. Herausforderungen: Grenzüberschreitungen zwischen Kloster und Welt

Vor diesem Hintergrund sind wir herausgefordert, an die Grenzen zu gehen. Viele Ordenschristen sind schon an Grenzorten präsent – *pars pro toto*: Jesuiten in der Flüchtlingsarbeit, Franziskanerinnen bei Nichtsesshaften, Salesianer in der umweltethischen Forschung, Dominikanerinnen mit ihren Kinderdörfern, Weiße Väter in Schulen in Afrika, Benediktinerinnen für spirituell Unbehauste, Kleine Brüder in Solidarität mit Langzeitarbeitslosen und Karmeliterinnen in einer ‚politischen‘ Gebetsexistenz für Aussöhnung und Frieden.

Im Geiste des Ordensdekrets *Perfectae caritatis* über die zeitgemäße Erneuerung des Ordenslebens gilt es exakt an den genannten Bruchstellen das *aggiornamento* an die moderne Welt mit dem *aggiornamento* an das Evangelium kreativ zu verbinden. Sollen also die „présence au monde“⁴², sprich: das Gegenwärtigsein in der Welt auf der einen, und die „Rückkehr zu den Quellen jedes christlichen Lebens“ (PC 2) auf der anderen Seite

⁴¹ Vgl. Engel, Nicht-Orte.

⁴² Chenu, La Parole de Dieu. II, 8. Vgl. dazu auch Engel, Theologische Mystik im Konflikt.

nicht beziehungslos auseinander fallen, dann bedarf es eines verlässlichen *links* zwischen beiden.

Funktional betrachtet geht es um die Verbindung zwischen Kirche und Gesellschaft, Evangelium und Politik – eben: zwischen Kloster und Welt. Dabei ist der eine Pol nicht mit dem anderen identisch und erst recht nicht zu verwechseln, denn die „Welt ist kein Kloster (...), aber die Klosterwelt erneuert sich heute – von innen *durch außen*.“⁴³ Zu tun haben wir es mit einem Innen-Außen-Wechselverhältnis, das *dialogisch* strukturiert ist. ‚Dialog‘ definiere ich als eine „spezifische Weise, Einheit und Unterschiedenheit zu vermitteln“⁴⁴.

Bloß: Wie soll dieser Dialog geschehen, ohne dass wir am Ende wieder als tragisch-traurige Linus-Gestalt dastehen: frustriert und blamiert, weil von der Welt unerhört?

5. Perspektiven: Die Macht der schwachen Zeichen

Mit unserem ehemaligen Ordensmeister Timothy Radcliffe glaube ich, dass wir heute in eine neue Kultur eintreten, die hochgradig empfänglich sein könnte für das Evangelium.⁴⁵ Das Zeitalter des industriellen Kapitalismus vergeht. Die Welt wird nicht länger vom Austausch schwerer Güter, von Stahlexporten beispielsweise, angetrieben. Eine neue Welt entsteht – nicht nur im Internet –, und was in ihr vor allem zirkuliert, sind *Ideen und Zeichen*.

⁴³ Hochschild, Rendezvous mit Gott, 117 [Hervorhebung U.E.].

⁴⁴ Siebenrock, Was heißt „Dialog“?, 342.

⁴⁵ Zum Folgenden vgl. Radcliffe, Freude und Frieden, bes. 56 f.

Kulturtheoretisch wie gesellschaftspolitisch gesehen leben wir in einer „semiotischen Landschaft“⁴⁶. Es ist ein Raum voll von *Bildern* und *Symbolen*. Eine erfolgreiche Firma verkauft heute weniger Waren als vielmehr Logos, Markennamen, durch die Menschen Identitäten aufbauen. Coca-Cola ist nicht nur ein Getränk, sondern ein Versprechen. Und McDonald's verbindet Jugendliche von Peking über Berlin und Nairobi bis nach Mexiko-Stadt.

In der alten Welt der industriellen Revolution konnte das Christentum oft schwach erscheinen. Welche Fabriken besaßen wir? Welche Kräfte konnten wir ausüben? Oder wie Stalin einst gefragt haben soll: „Wie viele Divisionen hat der Papst?“ Armeen und Geld zählen immer noch in unserer neuen Welt, wie wir am Beispiel des Irak-Kriegs sehen. Aber vielleicht können wir überzeugender Gottes Gerechtigkeit und Güte verkünden, wenn wir die richtigen Zeichen und Logos (er-)finden.

Symbole und Bilder sprechen machtvoll. Der Fall der Berliner Mauer war mehr als die Zerstörung einer physischen Barriere. Und das Bild des schmächtigen Studenten auf dem *Tiananmen-Platz* in Peking hat letztlich mehr Macht als zehn Panzer zugleich. In der symbolischen Repräsentation unserer Schwäche könnte unsere zukünftige Stärke liegen – wenn wir denn an den Plätzen wären, wo unsere Symbole wirklich ‚zündeten‘. Denn erst an den richtigen Orten entfaltet eine Sprache der schwachen Zeichen ihre volle Wirkmächtigkeit!

⁴⁶ Klein, No Logo!, 507.

6. Ausblick: Gesellschaftsdialog als Selbstvollzug der Orden

Wo wir Christen an den Grenzen unserer Gesellschaft den Anderen gegenüber treten, auf sie hören und von ihnen lernen, da geschieht „Dialog als Selbstvollzug der Kirche“⁴⁷. Im Sinne des Konzils ist ein solcher Dialog eindeutig „eine Sache der Außenbeziehung“⁴⁸. Erst in diesem Dialog nach außen – zu den schönen und schrecklichen, den wertvollen und banalen Gegebenheiten, die den Menschen *Freude und Hoffnung, Trauer und Angst* machen (vgl. GS 1) – werden die Kirche und in ihr die Orden ihrer selbst ansichtig. Das gilt auch und gerade dort, wo wir klein, hässlich und unwahrhaftig sind, kurz: wo wir scheitern. „Durch die Wechselseitigkeit von Dialog nach außen und die Fähigkeit, nach innen Scheitern aussagen zu können, entsteht ein eigener Ort für die Darstellung des Evangeliums, der zu seinem Zentrum gehört: Umkehr.“⁴⁹

These: Nicht die permanente Selbstbesinnung im Sinne eines auf Dauer gestellten Dialogs nach innen bringt die nun schon Jahrzehnte währenden klösterlichen Umbaumaßnahmen an ihr Ende und rettete so die Orden.⁵⁰

Vielmehr ist anders anzusetzen: bei der Sendung an die Grenzen und Bruchstellen⁵¹, dorthin, wo es für viel zu viele Men-

⁴⁷ Schavan, Dialog als Selbstvollzug der Kirche.

⁴⁸ Klinger, Macht und Dialog, 157.

⁴⁹ Sander, Scheitern können, 354.

⁵⁰ Vgl. dazu auch Entrich, Orden zwischen Salz und Sekte.

⁵¹ Das entspricht der Überzeugung des Thomas von Aquin, nach der „die sozialen und pastoralen Herausforderungen sowie (...) die ekklesiologischen und politischen Konstellationen“ (Horst, Wege in die Nachfolge Christi, 214) einer bestimmten Zeit einen neuen Typ des Ordenslebens

schen um Leben oder Tod geht. Erst wer sich dem Fremden ausliefert, bei ihm politisch wie geistlich präsent ist, findet sich selbst im Anderen – und darin den Herrn. Denn der ist – im Sinne der These Marie-Dominique Chenu von der *fortgesetzten Inkarnation*⁵² – inmitten dieser Welt anwesend, und zwar genau an ihren Bruchstellen.

Wenn wir Ordensleute uns an diesen Grenzen niederlassen, dann gibt es – quasi als Nebenprodukt des Engagements – auch Zukunft für unsere Lebensform!⁵³ Davon bin ich überzeugt.

Literatur

Guido *Bausenhardt* u. a., Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils: Theologische Zusammenschau und Perspektiven (Herders Theologischer Kommentar zum Zweiten Vatikanischen Konzil Bd. 5), Freiburg/Br. 2006.

Marie-Dominique *Chenu*, La Parole de Dieu. II: L'Évangile dans les temps, Paris 1964.

zum Desiderat machen. Entsprechend bestimmt sich vom Ziel des Ordens her (Außen) seine Identität (Innen): vgl. z. B. STh II–II 188,1. Siehe dazu auch Eggensperger, Wege in die Nachfolge.

⁵² Vgl. z. B. Chenu, La Parole de Dieu. II, 89: „Car l'Incarnation de Dieu, dont elle [chrétienté nouvelle; UE] est le signe et le mystère à la fois, ne s'est pas faite une fois pour toutes dans un coin de Judée; elle dure toujours, elle vaut toujours, elle vaut partout“. Siehe dazu auch Potworowski, Contemplation and Incarnation, XV.

⁵³ Ähnlich Schillebeeckx, Das Ordensleben in der Auseinandersetzung mit dem neuen Menschen- und Gottesbild, 107, der darauf insistiert, dass „die Neu-Evangelisierung des klösterlichen Lebens (...) nur in Konfrontation mit unserer heutigen säkularisierten Welt verwirklicht werden kann.“

Pierre *Claverie*, Chrétiens en Algérie aujourd'hui (cónference de Montpellier, inédit, février 1995).

Karl *Derksen*, Zeit der Orden – Zeit der Solidarität, in: Edward Schillebeeckx (Hrsg.), *Mystik und Politik. Theologie im Ringen um Geschichte und Gesellschaft* (FS Johann Baptist Metz), Mainz 1988, 245–255.

Thomas *Eggensperger*, Wege in die Nachfolge. Ulrich Horst untersucht die Theologie des Ordensstandes nach Thomas von Aquin, in: *Orientierung* 70 (2006), 256–259.

– Die theologische Bedeutung der Orden in der katholischen Kirche, in: Holger Kuße (Hrsg.), *Kirche auf dem Felsen* (FS 700 Jahre Universitätskirche Marburg, ehemals Dominikaner-Kloster-Kirche), Marburg 2000, 51–66.

Ulrich *Engel*, Theologische Mystik im Konflikt. Marie-Dominique Chenu OP und die Grundintuitionen seiner Theologie, in: Mariano Delgado / Gotthard Fuchs (Hrsg.), *Die Kirchenkritik der Mystiker – Prophetie aus Gottese Erfahrung*. Bd. 3: *Moderne* (Studien zur christlichen Religions- und Kulturgeschichte Bd. 4), Freiburg/Schweiz – Stuttgart 2005, 351–369.

– Nicht-Orte. Über Flüchtlingslager, Mobilitätspolitiken und eine Leerstelle im Gefüge der Macht, in: *Concilium (D)* 43 (2007), Heft 2 [im Druck].

– Edward Schillebeeckx, Zur Zukunft des Ordenslebens in Europa. Ein Gespräch, in: *Wort und Antwort* 34 (1993), 157–163.

Manfred *Entrich*, Pastoral im Umbruch, in: *Wort und Antwort* 47 (2006), 49–51.

– Orden zwischen Salz und Sekte, in: *Wort und Antwort* 34 (1993), 153–156.

Michel *Foucault*, Andere Räume. Aus dem Französischen von Walter Seitter, in: Karlheinz Barck u. a. (Hrsg.), *Aisthesis. Wahrnehmung heute oder Perspektiven einer anderen Ästhetik*, Leipzig 1992, 34–46.

Michael *Hochschild*, Rendezvous mit Gott. Eine soziale Topographie des Klosters von heute, in: *Theologisch-Praktische Quartalschrift* 152 (2004), 117–130.

Ulrich *Horst*, Wege in die Nachfolge Christi. Die Theologie des Ordensstands nach Thomas von Aquin (Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens N.F. Bd. 12), Berlin 2006.

– Bischöfe und Ordensleute. *Cura principalis animarum* und *via perfectionis* in der Ekklesiologie des hl. Thomas von Aquin, Berlin 1999.

Hildegund *Keul*, Das Evangelium verorten in pluralen Lebenswelten. Gravuren von Frauen in einer Topographie der Pastoral, in: *Lebendige Seelsorge* 57 (2006), 265–269.

Naomi *Klein*, No Logo! Der Kampf der Global Players um Marktmacht. Ein Spiel mit vielen Verlieren und wenigen Gewinnern. Aus dem amerikanischen Englisch von Helmut Dierlamm und Heike Schlatterer, München 2005.

Elmar *Klinger*, Macht und Dialog. Die grundlegende Bedeutung des Pluralismus der Religionen, in: Gebhard Fürst (Hrsg.), *Dialog als Selbstvollzug der Kirche (Quaestiones disputatae Bd. 166)*, Freiburg/Br. 1997, 150–165.

Karl *Lehmann*, Die Flamme neu entfachen, in: *Rheinischer Merkur* vom 25.1.2007 (Nr. 4), 23.

– Pressebericht des Vorsitzenden der Deutschen Bischofskonferenz im Anschluss an die Frühjahrs-Vollversammlung 2005, unter: www.dbk.de/aktuell/meldungen/00508/index.html#I-1.

Ute *Leimgruber*, Ordensfrauen in der Spätmoderne. Die Situation der Frauenorden heute, in: *Wort und Antwort* 47 (2006), 98–104.

Johann Baptist *Metz*, *Zeit der Orden? Zur Mystik und Politik der Nachfolge*, Freiburg/Br. 1977.

– Tiemo Rainer *Peters*, *Gottespassion. Zur Ordensexistenz heute*, Freiburg/Br. 1991.

Jean-Jacques *Pérennès*, Pierre Claverie. Un Algérien par alliance (L’histoire à vif), Paris 2000.

Otto Hermann *Pesch*, Mönchtum in der Kirche. Eine systematisch-theologische Standortbestimmung, in: Edith Stein-Jahrbuch Bd. 8: Das Mönchtum, Würzburg 2002, 225–232.

Christophe F. *Potworowski*, *Contemplation and Incarnation. The Theology of Marie-Dominique Chenu* (McGill-Queen’s Studies in the History of Ideas vol. 33), Montreal u. a. 2001.

Timothy *Radcliffe*, Freude und Frieden. Aus dem Englischen von Frank Peters, in: *Kontakt. Freundesgabe der Dominikaner* 31 (2003), 51–57.

– Dialog und Communio. Aus dem Englischen von Michael Lauble, in: ders., *Gemeinschaft im Dialog. Ermutigung zum Ordensleben*, hrsg. von Thomas Eggenesperger und Ulrich Engel (Dominikanische Quellen und Zeugnisse Bd. 2), Leipzig 2001, 61–64.

Hans-Joachim *Sander*, Scheitern können. Ein Zeichen für die Qualität des Dialogs auf dem Konzil, in: Bausenhardt u. a., *Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils*, 349–356.

Annette *Schavan*, Dialog als Selbstvollzug der Kirche, in: dies., *Dialog statt Dialogverweigerung. Impulse für eine zukunftsfähige Kirche*, Kevelaer 1994, 13–24.

Edward *Schillebeeckx*, Het nieuwe mens – en Godsbeeld in conflict met het religieuze leven, in: *Tijdschrift voor Theologie* 7 (1967), 1–27.

– Das Ordensleben in der Auseinandersetzung mit dem neuen Menschen- und Gottesbild. Aus dem Niederländischen von Michael Kratz, in: *Ordenskorrespondenz* 9 (1968), 105–134.

– Von der theologischen Tragweite lehramtlicher Verlautbarungen über gesellschaftspolitische Fragen. Aus dem Niederländischen von Heinrich A. Mertens, in: *Concilium (D)* 4 (1968), 411–421.

Roman A. *Siebenrock*, Was heißt „Dialog“? Versuch einer Explikation, in: Bausenhardt u. a., Die Dokumente des Zweiten Vatikanischen Konzils, 341–349.

Bernhard *Waldenfels*, Topographie des Fremden. Studien zur Phänomenologie des Fremden 1, Frankfurt/M. ³1997.

Paul M. *Zulehner*, Kirche im Umbau. Für eine Erneuerung im Geist des Evangeliums, in: *Herder Korrespondenz* 58 (2004), 119–124.

Neue Wege für die sozial-karitative Sendung der Ordensgemeinschaften

*Maria Goetzens MMS**

Vorbemerkung

Neue Wege – wann schlagen wir diese ein? Wenn wir der alten müde geworden sind? Wenn Baustellen und Unvorhergesehenes uns den geplanten Weg verstellen? Oder wenn ein innerer Impuls uns antreibt, die bisher gewohnte Richtung zu ändern?

Als Missionsärztliche Schwester und Ärztin in der Elisabeth-Straßenambulanz – einer Einrichtung des Caritasverbandes Frankfurt – möchte ich Sie einladen, mich zu begleiten und dabei Ansätze von „Neuen Wege für die sozial-karitative Sendung der Ordensgemeinschaften“ zu entdecken.

Hintergrund

Anfang der 80er Jahre stellten sich die Missionsärztlichen Schwestern in Deutschland die Fragen: Was bedeutet es, in einem Land der so genannten Ersten Welt heilend präsent zu sein? Wo ist hier unser Platz? Und: Wer sind hier die „Armen“? Auf welche Nöte der Zeit wollen wir Antwort geben? Wo und mit wem?

Bis dahin konzentrierte sich die ärztliche Mission der Missionsärztlichen Schwestern im Kontext ganzheitlicher Heilung hauptsächlich auf ärztliche Mission in Afrika, Asien und Lateinamerika.

* Sr. Maria Dr. Goetzens MMS, Distriktkoordinatorin der Missionsärztlichen Schwestern in Deutschland, Ärztin in der Elisabeth-Straßenambulanz in Frankfurt.

Als ich 1988 nach Frankfurt kam, hatte unsere Ordensgemeinschaft noch kein eigenes Profil entwickelt, was es heißen könnte, die Mission der Heilung als Ärztin in der „Ersten Welt“ zu leben.

Zusammen mit den anderen Schwestern in unterschiedlicher Profession fragten wir uns: Was heißt es für uns, in der Stadt Frankfurt, mit ihren Gegensätzen von arm und reich, heilend präsent zu sein, indem wir professionell tätig sind? Und was heißt es für mich als Ärztin, der von jeher die „Option für die Armen“ im Herzen brennt?

Es war klar, wir, ich, wollten die „neuen Wege“ nicht allein gehen, sondern mit Frauen und Männern innerhalb und außerhalb von Ordensgemeinschaften, die sich für Gerechtigkeit und zum Wohl aller Menschen engagieren.

Eine „Straßenzeitung“, verkauft von Obdachlosen, brachte uns auf die Spur meiner heutigen Mission. Sie berichtete von einer Krankenschwester und Ordensfrau, die die „offenen Beine wohnungsloser Menschen verbinden wollte“ und mit dem Aufbau einer medizinischen Ambulanz für diese Menschen begonnen hatte.

Ich ging hin und fragte nach. Daraus erwuchs zunächst eine ehrenamtliche Tätigkeit für drei Jahre neben meiner hauptamtlichen Arbeit in Krankenhaus und Praxis. Diese Zeit diente der Prüfung und Klärung des wirklichen Bedarfs nach dem zusätzlichen Engagement einer Ärztin in einer medizinischen Ambulanz für wohnungslose Menschen in Frankfurt. Dann folgte ein Dialog zwischen der Gemeinschaft und dem Caritasverband Frankfurt. Ergebnis: Die Gemeinschaft erhielt einen befristeten Vertrag für meine Arbeit als Ärztin in der Elisabeth Straßenambulanz: ein Experiment mit zunächst offenem Ende.

In dieser Zeit war ein Ausspruch von Anna Dengel, der Gründerin der Missionsärztlichen Schwestern ein wichtiger Wegweiser: „Das Unmögliche von heute ist die Arbeit von morgen. Wir müssen uns selbst den Nöten anpassen, die Nöte werden sich nicht uns anpassen. Wir dürfen niemals Angst haben, uns zu verändern.“

Alltagserfahrungen

An der Versorgungslage kranker wohnungsloser Menschen lassen sich wie in einem Brennglas die Nöte unserer Zeit ablesen: körperliche Gebrechen, Sucht, Kriminalität, Beziehungslosigkeit, Frühsterblichkeit, Ausgrenzung, etc.

Ein Beispiel:

Robert treffe ich bei meinen aufsuchenden Diensten am späten Abend nur selten. Heute hockt er zusammengekauert vor einem Heizungsschacht. Fast hätte ich ihn übersehen, denn er liegt da wie ein „Bündel“ Schmutz unserer Wegwerfgesellschaft. Doch schon bald entdecke ich ihn an seinen verkrüppelten Händen. Sie sind „Überbleibsel“ von einem missglückten Selbstmordversuch. Ich sehe seine aufgekratzte Wunde an der linken Hand. Die verwundete Linke ist sein sicheres „Erkennungszeichen“. Damit bettelt Robert Passanten Mitleid heischend an. Unlieb-same „Gäste“ vertreibt er, indem er ihnen die blutige Wunde ins Gesicht hält. Robert ist abgemagert und blass, er sieht sehr krank aus. Mitten im Winter ist er nur dürftig bekleidet und sitzt mit nackten Füßen auf dem nackten Boden. Ich spreche ihn an und biete meine Hilfe an: Die Wunden zu verbinden, eine warme Decke, ein Gespräch mit dem Sozialarbeiter, der mich begleitet. Robert antwortet knapp und deutlich: „Ich brauche nichts!“ Dabei „bräuchte“ er soviel – nicht nur an Pflege und

Behandlung. Die Drogen und das jahrelange Straßenleben haben ihn zum Außenseiter, ja auch zum Störenfried gemacht, zu einem, dem lieber alle aus dem Weg gehen. „Schaffen Sie den doch mal hier weg!“ ruft mir ein Passant zu, noch während ich mich von Robert verabschiede.

Was sagt dieses Beispiel über neue Wege für die sozial-karitative Sendung einer Ordensgemeinschaft?

Reflexion

In der Tat unterscheidet sich mein Dienst innerhalb der Randgruppe der kranken Wohnungslosen nicht von dem, was auch viele andere Frauen und Männer in der in der Caritas und in anderen sozial engagierten Gruppierungen tun! Und doch:

- Es macht einen Unterschied, ob Kirche die radikale „Option für die Armen“ in einer Wohlstandsgesellschaft mehr abstrakt und in der Theorie angeht oder ob Ordensleute – und damit auch Kirche – gemeinsam mit anderen am Rande der Gesellschaft präsent sind, den Armen unserer Gesellschaft im Alltag begegnen und die Option für die Armen in die Tat umsetzen.
- Es ist unsere freie Wahl als Ordenschristen, den Blick auf die Menschen am Rande der Gesellschaft zu werfen, an ihre Seite zu treten als „Schwester oder Bruder“ und sich damit zuweilen selbst in die Ausgrenzung zu begeben (unter Kollegen, in Gesellschaft und eben auch in Kirche).

Die Herausforderung besteht darin, sich auf die „Armut“ der Menschen einzulassen. Konkret bedeutet das: die Grenzen des ‚Machbaren‘ zu erfahren trotz und mit aller Professionalität und gutem Willen. Es bedeutet: Ohnmacht auszuhalten bei sich und anderen und die Hoffnung nicht aufzugeben. Es geht darum,

sich der eigenen Bedürftigkeit zu stellen und Fragen auszuhalten – in der Hoffnung, dass im Dabeibleiben eine Antwort zuwächst.

- In der konkreten Begegnung mit den Armen werden wir auch als Ordensleute existentiell angefragt: Was glaubst Du wirklich? Wer ist Gott für Dich? Welche Bilder von Gott tragen Dich? Und was davon lebst Du im konkreten Alltag? Wie ist Deine Spiritualität?
- Wir sind herausgefordert zu suchen, wie wir die Lebenswirklichkeiten von Menschen am Rande, die Realitäten von unheilen und ungerechten Systemen und Strukturen mit Gott in Berührung bringen. Vor allem geht es immer wieder darum: Wie lasse ich mich in all dem von Gott berühren, so dass „Heilung, Leben in Fülle“ aufscheinen?

Ordensleben an sich bereitet nicht auf eine Konfrontation mit Armut und Elend vor.

Denn die o. g. Fragen erhalten erst Antwort im „Suchen und Fragen, Hoffen und Sehen“ in der konkreten Begegnung mit den Armen. Das geht nicht in der Theorie. Manchmal bleibt eine Antwort aus, lässt auf sich warten, vielleicht für immer. Dann ist Hoffnung gefragt, Dranbleiben und Aushalten.

- Die sozial-karitative Sendung der Ordensgemeinschaften kann zu neuen Wegen der Gottesbegegnung führen auf denen wir Gott im Hier und Heute der Armen neu ausbuchstabieren lernen.

Wenn „Gott im Menschen wohnt“, dann sind auch die Fragen, die Ohnmacht, der Schmerz in den Begegnungen mit purem Elend in den Menschen Ausdruck und Wehrufe des lebendigen Gottes. Noch finden solche Erfahrungen wenig Ausdruck in der

Verkündigung, in den Gottesdiensten. Gleichzeitig könnten Ordensfrauen und -männer neue Wege gehen in der Rede von Gott. Hier könnten sie jene mitnehmen, die kirchenfern oder kirchenmüde geworden sind. Hier ist noch „Neuland“ unter den Pflug zu nehmen, denn:

- Es lebt viel an bisher nicht oder wenig abgerufenem spirituellem Potential sozial-karitativ engagierter ChristInnen bei Caritas und Diakonie, das gesehen und gefördert werden will.

Sich auf Begegnungen wie die mit Robert einzulassen, beinhaltet immer auch das Risiko, keine „Heilungserfolge“ nachweisen zu können, die den Anforderungen eines qualitätsgesicherten Gesundheitssystems entsprechen. Das kann auf dem ersten Blick bedeuten, manchen Standards innerhalb der Caritas scheinbar nicht gerecht werden zu können. Auch hier gilt es, neue Wege einzuschlagen: Wege, „die das Leben schreibt“!

Allerdings verfehlt reine „Nächstenliebe“ ohne Professionalität ihr Ziel der Nachhaltigkeit. Ebenso hilft das Qualitätsmanagement, um als „Partner“ in schwierigen Verhandlungen ernst genommen zu werden. Doch „Professionalität und Qualitätsmanagement“ allein greifen im Sinne der Mission ganzheitlicher Heilung zu kurz, weil erst in der Beziehung des „präsent – ganz da seins“ dem Leben gegenüber Heilung wächst.

Deshalb setzt:

- Die Arbeit mit Randgruppen und ausgegrenzten Menschen ein hohes Maß an fachlicher Qualifikation, regelmäßige Reflektion und Supervision voraus.
- Ordenschristen können in den Werken der Caritas ihren konkreten Beitrag leisten, indem sie mithelfen, Kriterien,

Kenngrößen, Prozesse zu entwickeln, die sowohl den notwendigen Standards als auch den Erkenntnissen aus den neuen Wegen sozial-karitativer Sendung entsprechen, sich an den Nöten der Zeit orientieren und spirituelle Grundlagen mitberücksichtigen.

- OrdenschristInnen sind frei, im Engagement an der Seite von Menschen in Randgruppen und Rausfallern die Ursachen des Übels beim Namen zu nennen, den Stimmlosen eine Stimme zu leihen und Solidarität zu stiften zwischen Wohlhabenden und Nicht-Wohlhabenden.

Allerdings fordert dies eine klare Entscheidung, den schmalen Grad an den Bruchstellen unserer Gesellschaft als „neuen Weg“ beschreiten und gestalten zu wollen.

- Dies ist ein Weg, der einlädt, die Gelübde neu zu buchstabieren:
- in Armut – ohne die Lösungen und Antworten zu kennen, letztlich im Vertrauen auf das Wirken des Gottes Geistes und im Einsatz aller Kräfte
- im Gehorsam – im Hören auf das Evangelium und die Menschen am Rande“
- in Ehelosigkeit – in unbedingter Liebe zu den Armen, in denen Gott sich offenbart und in der Fruchtbarkeit heilender Beziehungen.

Schlussbemerkung:

In Anlehnung an den Text von Anna Dengel „Wenn du liebst ...“ wünsche ich uns den Mut, eine Liebe zu leben, die erfindet und macht:

- dass wir Wege gemeinsam mit anderen Frauen und Männern in den sozial-karitativen Werken finden, um nachhaltige und heilsame Veränderungen zu erwirken für jene, mit denen niemand mehr rechnet.

Ich wünsche uns den Mut, eine Liebe zu leben, die Verstehen übt und Verständigung sucht:

- gerade mit jenen, die ausgrenzen, ohne es zu wollen
- und in der Haltung der Offenheit für das, was an Herausforderungen und Fragen innerhalb und außerhalb von Kirche existentiell an uns herangetragen wird.

Ich wünsche uns den Mut, eine Liebe zu leben, die dient, ohne ausgenutzt zu werden:

- dass wir gemeinsam mit anderen um neue Wege ringen – nicht als Dienstleistungsbetriebe, sondern als Dienende in gesunden Arbeitsbedingungen und mit gerechter Entlohnung.

Schließlich wünsche ich mir und uns allen jenes Feuer der Liebe, das immer wieder neu aufbrechen lässt in die Brennpunkte unserer Welt, mit der festen Überzeugung, dass schon viele Frauen und Männer vor uns es gewagt haben, dorthin zu gehen, wo die Not am größten, der Erfolg nicht sichtbar, aber das Leben um Gottes Willen radikal lebbar und spürbar ist!

Herausforderungen an die Berufungspastoral

*Katharina Kluitmann osf**

Seit etwa 15 Jahren erlebe ich persönlich und beruflich die deutsche Berufungspastoral

- in meiner eigenen Gemeinschaft der Franziskanerinnen von Lüdinghausen/Nonnenwerth,
- einige Jahre in der Diözesanstelle Berufe der Kirche des Bistums Münster,
- und nun, nach dem Psychologiestudium an der Gregoriana, seit 2004 in der Psychotherapie mit meist jungen Menschen in geistlichen Berufen,
- vor allem aber in meiner Dissertation, einem psychologischen Forschungsprojekt über die Situation junger Frauen in apostolisch-tätigen Orden in Deutschland.

Einschränkend ist zu meinem Statement zu sagen: Ich habe klarer die Frauen als die Männer auf dem Weg in Orden im Blick. Aber es sind ja auch etwa 80 Prozent der Ordensleute Frauen.

Beginnen möchte ich mit dem Zitat einer der 150 Frauen, die ich für meine Studie interviewt habe. Die junge Frau steht noch vor einem möglichen Eintritt. Sie sagt:

Es ist ja gut, dass man viel für Kinder und junge Familien, für Senioren und Jugendliche tut, aber Themen wie „Berufung“, ja schon Themen wie „persönlicher Glaubensweg“, die kommen

* Sr. Dr. Katharina Kluitmann osf, Franziskanerin von der Buße und der christlichen Liebe, Pastoralreferentin und Psychologin; tätig in der Begleitung geistlicher Berufe und Berufungspastoral.

doch in vielen Gemeinden – zumindest in meiner, die das ist, was ich kenne – zu kurz. Und wenn man es anspricht, bekommt man ein „Oh je, was ist das jetzt?“ zu hören. Das ist für viele befremdend. Ich habe in letzter Zeit bewusst auf die Predigten zum Tag der geistlichen Berufe geachtet – sagt die junge Frau – Da ist doch unterm Strich der Tenor „Lasst uns lieber über was anderes sprechen. Berufung hat so was Besonderes und wir wollen nichts Besonderes sein. Nehmen wir doch lieber den guten Hirten. Den kann man so allgemein verpacken“. Das ist schade. Da geht was verloren, oder da wird was erst gar nicht geweckt. Ich will ja nichts Besonderes sein, aber Kirche muss lernen, mit dieser Thematik offener umzugehen, muss sagen „Berufung kann so und so aussehen“, muss sagen, was in den Berufenen vorgeht, da möchte ich dann manchmal selbst da oben stehen und erzählen, wie das ist und wie schön es ist, von Gott berufen zu sein“.

Welche Herausforderungen sehe ich für die Berufungspastoral – und zwar hier in diesem Rahmen des Zukunftsgesprächs – besonders für die Berufungspastoral für das Ordensleben?

Ich sehe eine dreifache Herausforderung:

- durch die Situation in der Kirche, also auch durch die Situation der Berufungspastoral selbst.
- durch die mehr oder weniger jungen Menschen, die möglicherweise eintreten könnten.
- Und schließlich die dritte, vielleicht größte, Herausforderung: durch die Gemeinschaften, in die die jungen Menschen eintreten könnten.

Erste Herausforderung: Zur Situation der Kirche

- Da ist zum einen die immer wieder auflodernde Diskussion um einen engen oder weiten Ansatz in der Berufungspastoral.
- Aus dieser Diskussion ergibt sich oft eine Scheu, die spezifische Berufung für beispielsweise das Ordensleben beim Namen zu nennen – auch seitens derer, denen es ein Anliegen ist.
- Und schließlich die Tatsache, dass das, was Hauptverantwortliche in der Berufungspastoral mit viel Mühe versuchen einzubringen, nicht vom Gesamt der pastoralen Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen mitgetragen wird.

Zu dieser Herausforderung durch Kirche und Berufungspastoral ein paar Worte:

Der Begriff der Berufung wurde lange so verstanden, als beträfe er nur Priester und Ordensleute. Eine Öffnung war notwendig und sie geschah. Man denke nur an die Stichworte: Lumen Gentium, Berufung aller zur Heiligkeit, allgemeines Priestertum etc. Doch dann schlug das Pendel in die andere Richtung aus. Pendelausschläge dieser Art sind zwar historisch keine Seltenheit, aber Berufungspastoral braucht sich und ihr Thema nicht zu verstecken. Was Rainer Birkenmaier schon vor vielen Jahren annahmte, nämlich eine „un-verschämte“, „pro-vozierende“ Berufungspastoral, hat nichts an Aktualität verloren und das Zitat der Probandin belegt das auf, wie ich meine, eindrucksvolle Weise: Viel zu oft ist Berufung ein Thema, das „zu kurz kommt“, oder „nicht vorkommt“. Das gilt um so mehr, je mehr es um spezifische Berufungen im Sinne einer Ordens- oder Priesterberufung geht. Allgemeiner und spezifischer Ansatz in der Berufungspastoral bedingen einander, schließen einander

nicht aus. Es mag helfen, daran zu denken, dass Menschen, und zwar gerade die, die über einen solchen Weg der Nachfolge nachdenken, auf solch klare Worte dringend warten. Wer spezifische Berufungen ins Wort bringt, in den unterschiedlichen Feldern pastoralen Handelns, der erfüllt nicht eine lästige Pflicht, sondern er hilft Menschen, ihr Lebensglück zu finden und in den Schwierigkeiten, die heute ein solcher Weg bereitet, nicht mutlos zu werden.

Bei aller Notwendigkeit von Fachleuten in Sachen Berufungspastoral gilt dabei vor allem: Berufungspastoral kann nicht delegiert werden an einige wenige in Diözese oder Gemeinschaft. Sie ist Sache aller. Die Ergebnisse meiner Studie über Reaktionen von Heimatpfarrern, anderen Priestern, Hauptamtlichen in der Pastoral oder solchen, die sich auf diese Dienste vorbereiten, manchmal sogar Ordensleuten, sind alarmierend. Wenn nicht einmal die verschiedenen Berufungen in der Kirche sich gegenseitig schätzen und fördern, gilt die Mahnung des Europäischen Berufungskongresses von 1997: „In der Kirche wachsen wir entweder gemeinsam, oder keiner wächst“.

Zweite Herausforderung: Die jungen Menschen, die potentiell eintreten könnten.

Es scheint vordringlich, diejenigen nicht aus dem Blick zu verlieren, für die ein solcher Weg überhaupt in Frage kommt. Das heißt für die Berufungspastoral meines Erachtens, dass sie, statt über die zu klagen, die nicht kommen, für die da sein müsste, die gern kommen würden, aber noch Hilfe brauchen. Die Rede von der postmodernen Mentalität trifft natürlich auch auf die zu, die über einen Ordenseintritt nachdenken. Sie hat aber vor allem die im Blick, die nicht eintreten. Ein Wechsel der Blickrichtung, der gerade die wahrnimmt, die sehnsüchtig suchen, scheint wünschenswert.

Wichtig dabei: diese jungen Menschen, die einen Eintritt erwägen, sind höchst unterschiedlich. Und das erfordert eine differenzierte Berufungspastoral. Einige Beispiele für solch notwendige Differenzierungen:

Es zeigt sich deutlich, meines Erachtens viel deutlicher als bisher wahrgenommen wurde, dass es große Unterschiede zwischen Frauen und Männern gibt, was den Zugang zu einem gottgeweihten Leben angeht. Bei Frauen ist in einem sehr hohen Maß eine Form der personalen Gottesbeziehung Kern und häufig Ansatzpunkt einer Berufung. Das unterscheidet sie – Einzelfälle ausgenommen – von Männern, die einen eher funktionalen Zugang zu haben scheinen.

Gerade im Blick auf die Frauen ist auf das gewandelte Rollenbild und Rollenverhalten zu achten. Das Bildungsniveau bei Frauen, die sich für einen Ordenseintritt interessieren, ist außerordentlich hoch. In meiner Studie waren 50 Prozent der noch nicht eingetretenen Frauen Akademikerinnen. Frauen mit sehr wenig schulischer Bildung, die früher durchaus gute – beliebte, heiligmäßige – Ordensfrauen werden konnten, haben heute in den Gemeinschaften kaum eine Chance. Aber auch die Hochgebildeten haben Schwierigkeiten. Das Bonmot „Ordensfrau ist doppelt Frau“ gilt gerade hier. Berufungspastoral sollte diese neuen gesellschaftlichen Gegebenheiten sehen und begleiten.

Zudem zeigt die Studie – zumindest für die Frauen, für die Männer wäre das zu erforschen – dass, was die menschlich-geistliche Reife angeht, das Mittelfeld in erstaunlichem Maße zu fehlen scheint. Überspitzt formuliert zeigen die Statistiken: Es gibt eine große Zahl an sehr reifen Frauen und eine große Zahl an Frauen mit Reifungsdefiziten, pathologischen wie häufig nicht pathologischen, die aber doch vom Unbewussten beeinflusst sind. Berufungspastoral aber könnte manchmal dazu neigen, sich an „durchschnittliche“ Menschen zu richten. Ge-

rade die aber scheinen – in einer geistlich-psychologischen Perspektive betrachtet – überraschend zu fehlen. Übrigens: wie in allen Studien ähnlicher Art zeigt sich auch hier, dass es keinen statistischen Zusammenhang zwischen Ausbildung und Reife gibt!

Erstaunlich viele in der Studie sprechen davon, dass sie die erste Idee einer Berufung zum Ordensleben schon sehr früh als Kinder hatten. Mehrfach wird von frühen katechetischen Erfahrungen gesprochen, die für den Eintrittswunsch wichtig waren, so beispielsweise Hinweise in der Erstkommunionkatechese, dass man nach dem Kommunionempfang Gott bitten könne, einem zu zeigen, was er mit einem vorhabe, „wenn man groß ist“. Gleichzeitig steigt das Eintrittsalter. Berufungspastoral hat also mit Kindern und mit erwachsenen, gestandenen, manchmal sogar älteren Menschen zu tun.

Berufungspastoral wird nur gelingen, wo sie auf die individuellen Gegebenheiten in verschiedenen Bereichen sensibel und einfühlsam einzugehen vermag. Das bedeutet, dass sie menschlich reife Personen ansprechen kann und solche, die sich schwer tun. Es bedeutet, ebenso der promovierten Theologin zu helfen wie dem neu getauften Mann. Es bedeutet nicht zuletzt – und das richtet sich vor allem an die Männer in der Berufungspastoral – ernst zu nehmen, dass Frauen offensichtlich einen anderen Zugang zur Berufsfrage haben, als das bei Männern der Fall ist, nämlich über die Gottesbeziehung. Berufungspastoral muss wissen, wo welche Art der Hilfe angemessen ist.

Solche Begleitung im Rahmen der Berufungspastoral wird sich in einer Spannung zwischen Herausforderung und Unterstützung bewegen müssen. Junge Frauen zeigten in der Studie ein sehr hohes Maß an Kommunikationsfähigkeit und an Kommunikationswilligkeit, die die verschiedenen Formen der Begleitung, in Beichte, in geistlicher und therapeutischer Beratung

schätzt und angemessen zu nutzen weiß. Viel Bereitschaft, sich helfen, viel Mut, sich herausfordern zu lassen, wurden deutlich. Berufungspastoral darf da nicht zu sanft, zu seicht und zu harmlos daherkommen. Andererseits sind die vielfältigen Anfragen, von innen und außen, von Familie und Kirche, oft so schmerzhaft und zermürend, dass Berufungspastoral auch einen Ort bieten muss, an dem Menschen aufatmen, sich fallen lassen können, einmal „einfach fromm“ sein dürfen und Verständnis finden. Es braucht einfühlsame Menschen in der Berufungspastoral, die trösten und ermutigen können. Herausforderung und Unterstützung brauchen Platz in der Berufungspastoral.

Neben den Differenzierungen sollte Berufungspastoral aber auch gemeinschaftsstiftend sein: Eine extrem hohe Wertschätzung für gemeinsame Wallfahrten zeigt, wie hilfreich es ist, wenn Initiativen der Berufungspastoral gemeinsame Räume der Gottes- und Berufungssuche und der Glaubenserfahrung anbieten können. Nicht selten entstehen hier Freundschaften, die helfen, Berufungen nicht im Gegenwind des Lebens untergehen zu lassen.

Dabei darf Berufungspastoral, die – wie man sieht, wohl nur in vielfältigen Spannungen gelingt – katholisch sein, so katholisch, dass sie in unserer Gesellschaft revolutionär ist. Junge Frauen können traditionelle Werte mit neuen Formen oft mühelos verbinden. Wo das Ordensleben sich auf das Evangelium zurückbesinnt, da scheint auch seine prophetische Dimension auf. Und diese prophetische Dimension ist weder unpolitisch noch in gesellschaftlicher Hinsicht irrelevant. Junge Frauen scheinen in beeindruckender Weise beim Blick auf das Evangelium Zeit und Gesellschaft nicht aus dem Blick zu verlieren. Auch Berufungspastoral sollte es nicht tun. Die Sprengkraft des Evangeliums, so wünschen sich viele meiner Probandinnen, möge auch in seiner Widerständigkeit gegen den Zeitgeist, nicht ungebührlich verwässert werden.

Es zeigt sich an diesen wenigen Punkten: Solche Berufungspastoral ist sehr anspruchsvoll. Darum bedarf sie einer entsprechenden Schulung der Hauptverantwortlichen.

Dritte Herausforderung: Die Gemeinschaften, in die die jungen Menschen eintreten könnten

Die Altersstrukturen sind erschreckend. Bei hoher Wertschätzung für die einzelne ältere Schwester seitens der Jüngerer ist es belastend, wenn auf eine Schwester unter 55 – und das ist ja auch nicht mehr „jung“ – 16 über 55 kommen. Hinzu kommen andere Aspekte, die zu hinterfragen sind: Zu abgesicherter, zu wenig einfacher Lebensstil, formalisiertes geistliches Leben, Fernsehkonsum, Formation, die sich noch zu oft am Modell der Kindererziehung orientiert, rufen nach dem, was Josef Maureder schon seit Jahren „Berufungspastoral nach innen“ nennt. Ordensgemeinschaften bedürfen einer Selbstevangelisierung, einer ehrlichen Bestandsaufnahme. Dabei kann es passieren – und gelegentlich geschieht es auch schon – dass Gemeinschaften es nicht mehr werden verantworten können, junge Frauen aufzunehmen. Andere werden zu einer Selbstevangelisierung kommen – und manche haben den Schritt schon getan – zu einer Selbstevangelisierung, die im lebendigen und vor allem wechselseitigen Austausch mit jungen Menschen mutig neue Formen wagt. Dazu braucht es das gemeinsame, vernetzte Handeln aller Beteiligten. Ordensleben, vor allem das weibliche, wird in Deutschland aufbrechen oder abbrechen. Der Schatz der eigenen Berufung, der Kern der eigenen Berufung ist neu zu heben und in seiner evangelischen Frische wertzuschätzen. Berufungspastoral nach innen und nach außen, in der Spannung zwischen individueller Differenzierung und gemeinschaftsstiftendem geistlichem Tun, Berufungspastoral als gemeinsames Handeln aller in der Kirche.

Wenn das keine Herausforderung ist!

Perspektiven für die Kontaktgespräche zwischen Bischöfen und Orden

*Dominicus Meier OSB**

Die mir mit diesem Statement übertragene Aufgabe ist eine eher praktische Aufarbeitung der in den letzten Jahren stattgefundenen Kontaktgesprächen auf der Ebene der Deutschen Bischofskonferenz und der Versuch, die dort gewonnenen Erfahrungen regional d. h. diözesan herunterzubrechen. Welche Perspektiven haben die Kontaktgespräche zwischen Bischöfen und Orden und was ist das Gemeinsame, was wir in den Blick nehmen sollten?

Einer meiner Kirchenrechtler stellte an den Anfang seiner Ausführungen zu solchen Fragen die plakative Feststellung: „Ein Blick in das Gesetzbuch erleichtert das Zusammensein.“ So will ich hier seinem Rat kurz folgen.

Die Mitglieder der Institute des geweihten Lebens, gleich welcher Kategorie, ob männlich oder weiblich, päpstlichen oder diözesanen Rechts, unterstehen dem Diözesanbischof in Bezug auf die Seelsorge, die öffentliche Abhaltung des Gottesdienstes und ihrer Apostolatswerke. Sie haben daher dem Bischof in Gehorsam und Ehrerbietung zu begegnen, wie c. 678 § 1 CIC ausführt. Hiermit korrespondiert c. 678 § 2 CIC, nach dem in der Ausübung des äußeren Apostolats die Institutsmitglieder auch dem eigenen Oberen unterstehen und der Ordnung ihres Instituts treu bleiben sollen. Sie bleiben in ihrer apostolischen Arbeit Institutsmitglieder, die den Verpflichtungen der Konsti-

* Abt Dominicus Prof. Dr. Meier OSB, Abt von Königsmünster, Meschede, Mitglied im erweiterten Vorstand der Deutschen Ordensoberrkonferenz (DOK).

tutionen und den rechtmäßigen Anordnungen der Oberen Folge zu leisten haben. Der kirchliche Gesetzgeber drängt sogar die Bischöfe selber, den im Apostolat tätigen Institutsmitgliedern die Einhaltung dieser institutseigenen Verpflichtungen einzuschärfen.

Aus diesem Aufeinander-Verwiesen-Sein in der konkreten Planung und Durchführung von Apostolaten kann m. E. der Grundsatz einer „zweifachen Kompetenz“ geschlossen werden, den die Ordensleute in der Vergangenheit oft in der Auseinandersetzung mit den bischöflichen Ordinariaten vermissten. Dem kodikarischen Gesetzgeber ist es ein Anliegen, dass das Zusammenwirken von Instituten des geweihten Lebens und den jeweiligen Diözesanbischöfen eine feste Form erhält und von einer gegenseitigen Wertschätzung getragen ist. Durch Koordination und Kooperation wird die Arbeit am gemeinsamen Verkündigungsauftrag betont. Bei der Regelung der Apostolatswerke der Ordensleute ist es nach c. 678 § 3 CIC folgerichtig unerlässlich, dass die Diözesanbischöfe und die Ordensoberen im Meinungsaustausch vorgehen, was nichts anderes bedeutet, als dass die jeweiligen Kompetenzen genutzt werden und vom Gesetzgeber garantierte Eigenständigkeiten gewahrt bleiben.

Aus diesem kurzen Blick in das Gesetzbuch der katholischen Kirche und aufgrund der Erfahrungen in den bisherigen Kontaktgesprächen möchte ich vier Thesen für die Zukunft wagen:

I. These

„Wir wissen nicht viel voneinander. Wir reden zwar über vieles, aber nicht über das, was uns wirklich an Hoffnungen und Sorgen bewegt“, so ein Teilnehmer in den Fachgesprächen zwischen Bischöfen und Ordensinstituten. Die Kontaktgespräche der letzten Jahre haben eine gewisse Vertrautheit und Offenheit

füreinander geöffnet. Eine Gesprächskultur ist entstanden, die den anderen in seiner Andersartigkeit akzeptiert und wertschätzt.

Dieser positive Ansatz eines vertrauten Miteinanders sollte auf den verschiedenen Ebenen gestärkt und eine „zweifache Kompetenz“ von Diözesen und Instituten des geweihten Lebens akzeptiert werden. Partnerschaft bedeutet ein ständiges Geben und Nehmen auf verschiedenste Arten und Weisen. Beide Seiten sollten in einen offenen Dialog eintreten, in dem auch strittige Themen wie z. B. das Amts- bzw. Oberenverständnis, Eingebundenheit in Rätestrukturen etc. diskutiert werden können, ohne dass Teilnehmer durch ein offenes Wort in Zersetzungs- oder Polarisierungsverdacht geraten.

2. These

Ordensgemeinschaften sind Kundschafter neuer spiritueller Wege und Lebensformen. Durch das Verwurzelte sein in ihrer Herkunft können sie Kompass in einer Zeit des Übergangs und der Verunsicherung sein. Ordensgemeinschaften gestalten Lebensbezüge von der Mitte des Evangeliums her und bauen so Kirche von innen auf. Sie haben in der Kirchengeschichte stets Neues gewagt und in neuen Formen experimentiert.

Im Blick auf die Weiterführung überregionaler Kontakt- und Zukunftsgespräche scheint es mir unverzichtbar, dass in einem zweiten Schritt über die spirituellen Entwicklungen und Veränderungen innerhalb der Pfarrgemeinden und Institute des geweihten Lebens gesprochen wird. Die Arbeitsgemeinschaft „Spiritualität der Orden“ bietet ein geeignetes Forum. Nur wenn ich zu ahnen beginne, aus welchen Quellen mein Gegenüber seine Lebensenergie gewinnt, kann ich sein Handeln verstehen,

Kooperationen gestalten und Wege für das heute Notwendige einschlagen.

3. These

Die Institute des geweihten Lebens machen den im II. Vatikanischen Konzil geprägten Begriff der „Communio“ erfahrbar. Sie sind verlässliche Orts- und Personalgemeinden mit einer geistlichen Lebensgemeinschaft als Kern. So sind sie m. E. lebendige Zellen in einer Diözese.

Die diözesanen Kontaktgespräche dienen diesem lebendigen Miteinander von Diözese und Ordensinstituten. Nur wenn wir voneinander wissen, können wir miteinander planen und gestalten (strukturelle und funktionale Ebene). Es wäre wünschenswert, wenn wir uns von „alten Denkmustern“ verabschieden und uns „neuen“ zuwenden könnten. Miteinander und nicht gegeneinander; eingebunden und nicht ausgegrenzt; spannend, aber nicht überspannt.

4. These

Die zweimal jährlich tagende Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz führt kirchliche Entscheidungsträger zusammen. Diözesanbischöfe und Weihbischöfe haben hier ein Gestaltungsforum, in dem um die Entwicklung der deutschen Kirche gerungen und Weichen für die Zukunft gestellt werden. Hierzu drei Wünsche:

- Wünschenswert wäre einmal im Jahr eine gemeinsame Konferenz der Teilnehmer der Deutschen Bischofskonferenz und der Deutschen Ordensobernkonzferenz. Gemeinsame Anliegen, Themen, Wünsche könnten angesprochen

und bearbeitet werden. Die Eigenständigkeit der jeweiligen Organe bliebe erhalten.

- Gemeinsame Studientage von Deutscher Bischofskonferenz und Ordensobernkonzferenz könnten m. E. eine noch größere Vertrautheit schaffen. In Zukunft sollte es nicht nur um strukturelle Fragen, sondern um ein spirituelles Miteinander gehen.
- Ob es wohl denkbar wäre, dass an der Vollversammlung der ekklesiologisch Verantwortlichen auch Vertreter der Deutschen Ordensobernkonzferenz als Delegierte bzw. Berater teilnehmen könnten?

Wo wir wirklich in einen offenen und verantworteten Dialog zwischen Bischöfen und den Oberen in den Instituten des geweihten Lebens eintreten, hat das Motto des heute vorzustellenden Bischofswortes eine Chance: *Gemeinsam dem Evangelium dienen.*

II. Weitere Arbeitshilfen

Geistliches Wort am Tag der Ordensleute

Bischof Dr. Felix Genn *

Einleitung

Es ist schon ungewöhnlich, eine Bistumsfeier, in der eines so großen geschichtlichen Zeitraumes von 1200 Jahren gedacht wird, mit einer Liebesgeschichte zu vergleichen und unter dieses Stichwort zu stellen. Das Leitwort „Eine Liebesgeschichte“ wird auch den Hintergrund für dieses geistliche Wort abgeben.

Ein erster Zugang zu Ihnen, verehrte Schwestern und Brüder in den Ordensgemeinschaften, sagt mir ganz unmittelbar: Wenn irgendwo das Stichwort Liebesgeschichte zutrifft, dann doch wohl bei Ihnen. Wie anders als eine Liebesgeschichte lässt sich ein Weg bezeichnen, den Sie gegangen sind? Dies strahlt umso stärker, da in unseren Tagen die Berufung in die Lebensform der Evangelischen Räte oder, wie die Kirche auch zu sagen pflegt, des geweihten Lebens in unseren Breiten sehr selten geworden ist. Gehörten die Ordensleute in früheren Jahrzehnten zum Alltag und zum Straßenbild dazu, so ist das heute in der Tat völlig anders. Also gilt es umso mehr, auf das Zentrale hinzuschauen, das Sie prägt. Ist das nicht in der Tat eine Liebesgeschichte? Ist es nicht eine Liebesgeschichte zwischen Ihnen und dem, der Sie berufen hat und der Ihnen wert war, dass Sie ihm Ihr Leben weihten? Wenn schon die Legende für eine Bistums-

* Bei dem folgenden Text handelt es sich um eine Ansprache, die der Vorsitzende der Kommission IV, Bischof Dr. Felix Genn, beim Tag der Ordensleute am 30. September 2005 anlässlich der 1200-Jahrfeier des Bistums Münster unter dem Leitwort „Eine Liebesgeschichte“ gehalten hat.

geschichte von einer Liebesgeschichte spricht – und das sicherlich völlig zu Recht –, dann gehört zu diesen 1200 Jahren Liebesgeschichte gerade auch das Ringen, das Suchen, das Opfern, Beten und Leiden, das Leben von unzähligen Frauen und Männern, die sich als Stand für ihr Leben die Lebensform gewählt haben, die Sie verkörpern und darstellen. Ich könnte es auch noch anders sagen: Es gehört die Liebesgeschichte jener Frauen und Männer dazu, die erkannt haben, wie sehr Gott eine Liebesgeschichte mit ihnen hat, und wie sehr er für seine Geliebten eine Form gewählt hat, die es erlaubte, ihm ungeteilt anzuhängen.

I. Ein kurzer Blick ins Problematische

Vielleicht sind Sie bei den letzten Worten bereits innerlich gestolpert, fangen Sie doch die gesamte Problematik ein, die wir angesichts Ihrer Lebenssituation über Jahrzehnte hin anschauen und bedenken. Ich frage mich immer mehr, ob nicht dieses Problematisieren auch einer der Gründe ist, dass Ihre Lebensweise nicht nur zum Problem geworden ist, sondern vielmehr überhaupt keins mehr ist, weil es sich angesichts der Zahlen bei uns kaum noch zu lohnen scheint, darüber ein Wort zu verlieren. Vom Absterben ist die Rede, von Sterbeprozessen, die gut begleitet werden sollten, wird mitunter mehr gesprochen, als von Aufbrüchen, die es doch zweifellos, wenn auch nicht in massiver Form, aber doch im Stillen und sehr bedeutsam zu verzeichnen gibt. Aber wie oft haben Sie das schon bedacht, haben es hin und her gedreht, auf Ihre eigene Gemeinschaft und auf sich selbst angewendet? Soll es heute darum wieder gehen? Sie feiern doch ihre Liebesgeschichte, in die Sie mit Haut und Haaren, mit Leib und Seele verwoben sind. Deshalb ist für mich ein Wort der Ermutigung und geistlicher Vertiefung mehr angesagt als der Aufriss der Probleme.

Wenn denn von Problemen die Rede sein soll, dann möchte ich wenigstens eines benennen, das mir in besonderer Weise Probleme macht, das eigentlich Problematische ist: Ist der Sinn für die Lebensform, für die Sie stehen, die Ihren Stand ausmacht, in unseren Gemeinden noch genügend vorhanden? Dass das Evangelium radikal, bis an die Wurzel geht und menschliches Leben umwandelt, so dass Grunddaten wie der eigene Leib, die Fähigkeit, Macht auszuüben und seinem Willen Kraft zu verleihen, Dinge dieser Welt zu besitzen durch ein anderes Koordinatensystem, nämlich durch die Koordinaten des Kreuzes, eine völlig andere Sinnfüllung erfahren, das macht doch das Provokante des Christentums aus; und das gilt nicht einfach bloß für eine ausgesonderte Gruppe, sondern dem Geiste nach für jeden Christen. Mir macht es Probleme, dass die Sensibilität für diese Wirklichkeit geradezu abhanden gekommen zu sein scheint. Ich drücke es zugespitzt aus und bin deshalb wieder bei der Liebesgeschichte: Ist noch der Sinn vorhanden, dass man Jesus so herzlich lieben kann, dass man ihm alles zu schenken vermag und dabei die Erfahrung machen darf, dass man nichts verliert? Aber das gilt ja auch für uns, für Sie, sind wir doch Zeitgenossen und stehen mitten in den Strömungen und geistigen Atmosphären, die unsere Schwestern und Brüder im Glauben und außerhalb des Glaubens prägen. Umso wichtiger, die Liebesgeschichte zu bedenken und sie in die Gegenwart unserer jetzigen Stunde hineinzustellen.

2. Es ist Zeit, den Herrn zu suchen

Ich lade Sie ein, die Rede von der Liebesgeschichte mit Worten aus dem Buch des Propheten Hosea zu betrachten. Im zehnten Kapitel beschreibt der Prophet den Untergang Israels als das Verdorren eines üppigen Weinstocks, der seine Frucht brachte, der aber, je fruchtbarer er war, umso mehr seine Ursprünge ver-

gaß, den Blick auf den Gott Israels verlor, verblendet wurde. Das Volk Israel erfährt die Liebeszuwendung Gottes, wendet sich aber Gott überhaupt nicht zu, sondern ist ein Volk mit einem geteilten Herzen: Gezeichnet von der Gabe, die Gott ihm in seiner Liebe zuwendet, und zugleich von der Hinwendung zu all den Wirklichkeiten, die mit Gott nichts zu tun haben: Anbetung dessen, was man aus eigener Kraft und Potenz schafft, ein Leben in der Unwahrheit und Lüge, ein Doppelleben. In dieser Situation lässt Gott von seinem Volk nicht ab, sondern kommt zu ihm, um es, wie der Prophet sagt, zu züchtigen (10,10a). Er tut es, weil er es nicht aufgeben kann. Gott selbst sieht eine Chance für dieses Volk und ruft es an, Neuland unter den Pflug zu nehmen; denn es ist immer noch Zeit, ihn, den Herrn, zu suchen, der kommen wird, um das Volk mit Heil zu überschütten (10,12). Es ist klar: Das Volk hat Schlechtigkeit gesät und Verbrechen geerntet (Vers 13), aber Gott denkt und fühlt nicht wie ein Mensch, sondern er kann sein Volk nicht preisgeben, seinen Zorn nicht vollstrecken, Israel nicht vernichten.

Das ist der Hintergrund, aus dem das Thema dieses Geistlichen Wortes genommen ist. Selbstverständlich kann das jeder Einzelne als Gewissenserforschung nehmen, sich fragen lassen, wo er oder sie in ehrlicher Weise von einem geteilten Herzen sprechen muss. Aber wichtiger ist die Ermutigung, die gerade in der Situation des Chaos, auch der Untreue, von Gott her bleibt: Man kann ihn weiter suchen, einen Gott, der nichts anderes will, als uns mit Heil zu überschütten.

Gottsucher – ist das nicht der Anfang Ihrer Liebesgeschichte, liebe Schwestern und Brüder? Ich erinnere mich an eine Aussage des früheren Abtes von Maria Laach, der Abtei in der Nähe meiner Heimat, der einmal den Besuchern, die jahraus jahrein in großer Zahl dort hinkommen, mit einem Satz erklärte, warum jemand Mönch wird: Er sucht Gott. Es ist also nicht das Kloster, es ist nicht die Gemeinschaft, es ist nicht eine bestimm-

te Form des Engagements im sozialen oder im liturgischen Bereich, es ist nicht die Schönheit einer Klosterkirche oder die Anziehungskraft von bestimmten Personen. Es ist zunächst einmal schlicht und einfach die Sache des Herzens, das nach Gott sucht und dazu steht, ihn zu suchen. Wenn wir heute die Liebesgeschichte bedenken, dann dürfen wir an diese Quelle zurückgehen. Vielleicht war es gar nicht direkt in Reinform diese Aussage der Gottsuche, die Sie zu dem Leben geführt hat, in dem Sie jetzt sind. Die erste Dankbarkeit, die Sie aber erfüllen kann, liegt schlichtweg darin, dass Ihnen ermöglicht wurde, die Unruhe da sein zu lassen, sie nicht frühzeitig mit irgendetwas zugestopft, sie nicht abgeschüttelt zu haben, ihr nicht aus dem Wege gegangen zu sein. Ihre Liebesgeschichte begann damit, dass Sie Durst hatten und dass Sie zu diesem Durst gestanden sind. Ihre Liebesgeschichte setzte sich darin fort, dass Sie Durst hatten, obwohl Sie schon viel Wasser getrunken haben, lebendiges Wasser, dass Sie Gott verkosten durften. Ihre Liebesgeschichte hat nur Zukunft, wenn Sie IHN weiter suchen, Dürstende bleiben. Das aber ist immer in Gefahr; denn es ist nicht immer zum Aushalten. Das Herz kann schon öfters geteilt sein. Wie kann man es aushalten, ein Leben lang Dürstender, Gottsucher zu sein?

3. Gott sucht den Menschen

Die Antwort auf diese Frage, liebe Schwestern und Brüder, liegt für mich in einer Grundwirklichkeit. Mit Selbstverständlichkeit sprechen wir immer wieder davon, dass Menschen nach dem Sinn ihres Lebens suchen. Sie haben in Ihrem Apostolat sicherlich vielfältige Erfahrungen damit gemacht. Wir spüren auch in unserer Gegenwart, wie groß der Hunger und der Durst nach einem zuverlässigen, ewigen Grund und Halt sind. Die Erfahrung, die Augustinus am Beginn seiner Konfessionen be-

schreibt, zu Beginn also jener Biographie, die er als Bekenntnis verfasst, weil sie eindrücklich sein eigenes Suchen auf dem Glaubensweg schildert, diese Erfahrung bleibt für uns ein grundlegender Schlüssel zum Verständnis des menschlichen Daseins: „Ruhelos ist unser Herz, bis es Ruhe findet in dir“ (Conf. 1, 1, I). Für Augustinus ist es als Christen und Bischof klar, dass das nur damit zusammenhängt, dass Gott uns zu sich hin geschaffen hat. Unruhig ist das Herz – wer wüsste es nicht? Es scheint gewissermaßen das Erste zu sein, was uns für unser Dasein zur grundlegenden Antwort treibt. Je mehr aber einer sich mit dem Glauben an Jesus Christus beschäftigt, umso mehr wird er merken: Dieser Satz des Augustinus vom ruhelosen Herz gründet in einer noch tieferen Wirklichkeit. Gottes Herz nämlich ist ruhelos, bis es ruht in mir. Die Sehnsucht des Menschen nach Gott, seine Suche nach ihm, gründet darin, dass Gott ihn sucht. Für Gott ist es immer Zeit, den Menschen zu suchen. Das Beispiel, das wir eben aus dem Propheten Hosea betrachtet haben, dokumentiert es überdeutlich: Israel ist im Herzen geteilt. Gott aber kann nicht von ihm lassen.

Papst Johannes Paul II. hat in seiner Ankündigung des großen Jubiläumsjahres 2000 eindrücklich diese Suche Gottes nach dem Menschen beschrieben. Damit hat er der grundlegenden Wirklichkeit Ausdruck verliehen. Im ignatianischen Sinne könnte ich auch sagen: Er hat das Prinzip und Fundament menschlichen Daseins in diesen Worten zum Ausdruck gebracht:

„In Jesus Christus spricht Gott nicht nur zum Menschen, sondern er sucht ihn. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist Zeugnis dafür, dass Gott den Menschen sucht. Dieses Suchen meint Jesus, wenn er von der Wiederauffindung des verlorenen Schafes spricht (vgl. Lk 15, 1–7). Es ist eine Suche, die dem Innersten Gottes entspringt und in der Inkarnation des Wortes ihren Höhepunkt erreicht. Wenn Gott auf die Suche nach dem Menschen geht, der nach seinem Bild und Gleichnis geschaffen

ist, tut Er das, weil Er ihn von Ewigkeit her in dem Wort liebt und ihn in Christus zur Würde der Sohnschaft erhöhen will. Gott sucht also den Menschen, der in anderer Weise als jede andere Kreatur sein besonderes Eigentum ist. Er ist Eigentum Gottes auf Grund einer Erwählung aus Liebe: Gott sucht den Menschen, gedrängt von seinem väterlichen Herzen“.⁵⁴

Die gesamte Heilsgeschichte ist Dokument des Suchens Gottes nach dem Menschen. Sie kennen vielleicht alle den Text von Dag Hammarskjöld, den ich gerne hier zitieren möchte, eine Aufzeichnung vom 7. April 1953:

„Ich bin das Gefäß, Gott ist das Getränk. Und Gott der Dürstende.“

Das ist die grundlegende Wirklichkeit jeglicher Gottsuche des Menschen! Sein Durst, seine Suche nach Gott, Ihr Suchen nach Gott, hat ihren Grund darin, dass Gott nach Ihnen gedurstet hat. Liebesgeschichte heißt: die beiderseitige Sehnsucht entdecken.

4. Zwei Hinweise zum Durst Jesu

Vom Durst Gottes zu sprechen, erscheint ungewöhnlich. Leichter ist der Durst Jesu zu verstehen. Zweimal ist in der Heiligen Schrift, ausdrücklich im Johannes-Evangelium, vom Durst Jesu die Rede. Einmal – Sie erinnern sich – spricht der Evangelist im Zusammenhang der Begegnung Jesu mit der Frau am Jakobsbrunnen ausdrücklich davon, dass Jesus Durst hat. Er bittet die Frau sogar darum, dass sie ihm zu trinken gibt (vgl. Joh 4, hier besonders V. 7). Der Text dieses Kapitels berichtet von einer

⁵⁴ Papst Johannes Paul II., *Apostolisches Schreiben TERTIO MILLENNIO ADVENIENTE zur Vorbereitung auf das Jubeljahr 2000* (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 119), hg. vom Sekretariat der deutschen Bischofskonferenz, Bonn 1994, Nr. 7.

Begegnung, in der Jesus den Durst eines Menschen nach Leben stillt, indem er ihn auf die Begegnung mit sich selbst hinführt. Aber der Ausgangspunkt ist der Durst Jesu. Es ist selbstverständlich der Durst, der um die Mittagshitze nach einer langen Wanderung sich von selbst einstellt. Aber die Väter haben schon gesehen, dass sich in der Bitte Jesu nach Wasser mehr als die Stillung des leiblichen Durstes ausdrückt. So betont die Präfation des 3. Fastensonntags ausdrücklich: „Mehr noch als nach dem Wasser dürstete ihn nach ihrem Glauben.“⁵⁵ Es geht Jesus darum, diese Frau zum Glauben zu führen. Danach verlangt ihn. Übrigens bemerkt er, als die Jünger aus der Stadt zurückkommen und ihm zu essen bringen, dass er eine größere Speise begehrt, als es die menschlichen Esswaren, seien sie nun flüssig oder fest, darstellen: „Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, um sein Werk zu Ende zu führen“ (Joh 4,34). Es ist seine Speise, Menschen zum Glauben zu bringen, danach dürstet, danach verlangt ihm. Erst dann ist das Werk des Vaters vollendet.

Der zweite Text über den Durst Jesu findet sich in der Passionsgeschichte. Der Zusammenhang scheint mir bemerkenswert. Jesus dürstet, und auch das ist verständlich in der Mittagshitze des Tages nach den furchtbaren Qualen, die er zu erleiden hatte und noch erleidet. Aber der Evangelist ordnet die Feststellung Jesu, dass ihn dürste, in den Zusammenhang ein, „damit sich die Schrift erfüllte“ (Joh 19,28). Der Durst Jesu ist Erfüllung der Schrift. Er dürstet danach, das Werk des Vaters zu Ende zu

⁵⁵ *Qui, dum aquae sibi petiit potum a Samaritana praeberi, iam in ea fidei donum ipse creaverat, et ita eius fidem sitire dignatus est, ut ignem in illa divini amoris accenderet:* Er selbst hatte schon in der Samariterin die Gabe des Glaubens geschaffen, während er darum bat, dass ihm von ihr der Trunk des Wassers gegeben werde, und so wollte er nach ihrem Glauben dürsten, um in ihr das Feuer der göttlichen Liebe zu entzünden.

führen. Ihn dürstet über den leiblichen Drang hinaus danach, Gott zu erfahren, den er in der Verlassenheit des Kreuzes kaum noch spürt. Darf man auch sagen, dass er danach dürstet, dass ihm die Menschen glauben? Ausdrücklich jedenfalls steht es in diesem Text nicht, die geistliche Betrachtung aber ließe eine solche Bedeutung zu. Jedenfalls ist die Reaktion der Menschen bemerkenswert: Man bringt ihm Essig. Aber auch den nimmt er, damit alles vollbracht ist. Auf die Sehnsucht Gottes antworten die Menschen mit Essig – oder doch mit der Lebenshingabe, die man ihm anbieten kann?

5. Was bedeutet es eigentlich: nach Gott zu dürsten, Gott zu suchen? – Vertiefung des bisher Gesagten

Als kirchlich Sozialisierte sprechen wir manchmal etwas unbedarft und so, als wüssten wir bereits, was wir sagten, vom Suchen des Menschen nach Gott. Deshalb ist uns das Bild vom Durst durchaus anschaulich, um diesen Sachverhalt zu bezeichnen. Schauen wir aber noch etwas näher hin, so spüren wir: Das ist nicht selbstverständlich. In unserer Umgebung leben viele Menschen in den Tag hinein und sind damit vollständig zufrieden. Jedenfalls machen sie so den Anschein. Es wäre meines Erachtens auch nicht redlich, ihnen einfach zu unterstellen, „im Eigentlichen“ würden sie ja doch suchen. Möglicherweise würden sie, darauf angesprochen, das sogar als eine Unterstellung verstehen.

Eines ist aber auch klar: Uns hat es gepackt. Wir kennen die Unruhe des Herzens. Mit vielen Schwestern und Brüdern, seien sie gläubig oder nicht, teilen wir die Erfahrung: Der Alltag, so selbstverständlich er ist, genügt nicht. Wir suchen nach mehr, egal was es ist. Hat ein Mensch dann die Erfahrung von Liebe gemacht, weiß er erst recht, wie es brennt nach Erfüllung, wie

die Sehnsucht sich ihre Wege bahnt und ihre Mittel beschafft, um ihr Ziel zu erreichen. Wer sich auch nur annähernd der Frage stellt, warum es ihn überhaupt gibt, ja warum es überhaupt etwas gibt, und nicht nichts „ist“, der hat den Alltag schon überschritten und ist an eine Grenze gelangt. Er vermag vielleicht zu staunen, dass es das gibt, was ihn umgibt, diesen Tisch, diesen Stuhl, diesen Baum, diesen Menschen, mich, meinen Körper, meine Fähigkeit zu denken und zu fragen und so fort. Wir rühren an ein Geheimnis, und wir sind sogar in der Lage zu sagen, dass dieses Geheimnis jedenfalls nicht weniger sein kann als personal; denn ich rühre daran und ich bin Person.

Um wie viel mehr machen wir – und viele Schwestern und Brüder unter Ihnen, die gerade mit Menschen am Rande arbeiten, werden das bestätigen können – die Erfahrung, dass die Suche nach Drogen, nach Rausch, nach Ekstase, nach erfüllterem, vollterem Leben die Menschen auch unserer Tage beherrschen. Nehmen Sie einmal die Werbung. Sie weiß um diese tiefe Sehnsucht; denn sie appelliert genau an die Sehnsucht. Da wird zum Beispiel die Weite des Meeres, der Blick in unendliche Fernen gezeigt, das Blau des Horizontes und des Wassers, verbunden mit entsprechender Musik – und auf einmal taucht die Marke eines Duschgels auf!

Papst Benedikt XVI. hat in seiner Antrittsansprache von den Wüsten gesprochen, in denen Menschen in unserer modernen Zeit leben. Vor einigen Monaten empfing er eine Pilgergruppe aus der Erzdiözese Madrid. Dabei sprach er ausdrücklich davon: „In einer Gesellschaft, die nach wahren menschlichen Werten dürstet und zahlreiche Spaltungen und Trennungen durchlebt, muss die Gemeinschaft der Gläubigen Überbringerin

des Lichtes des Evangeliums sein, in der Gewissheit, dass Liebe vor allem die Vermittlung der Wahrheit ist“.⁵⁶

Die Sehnsucht des Menschen ist nicht ein Konstrukt von uns, damit wir die Wahrheit des Evangeliums vermitteln können. Sie ist real, und sie ist im eigenen Herzen genauso wie durch die Herzen der Mitmenschen erfahrbar, denen wir begegnen. Die Frage ist nur: Stelle ich mich der Wahrheit, dass ich diese Sehnsucht habe, dass ich durstig bin? Dafür aber sind Sie Zeugen, liebe Schwestern und Brüder. Sie stehen dafür, dass es menschlich ist, nach dem Mehr zu suchen, nach dem Unendlichen zu dürsten. Sie sind Zeugen dafür, dass das menschliche Herz so angelegt ist, dass es nur mit Liebe erfüllt werden kann, wenn es zu seinem Ziel kommen will, wenn es den in ihm spürbaren Durst löschen möchte. Sie sind Zeugen dafür, dass der Mensch gar nicht so klein ist, wie er bisweilen gemacht wird, sondern dass er groß genug ist, von Liebe durchdrungen und von ihr erfüllt zu werden.

Vor jeglicher Evangelisierung gehört genau dieses Zeugnis zu Ihrem Apostolat. Ich denke z. B. daran, dass Sie in der Schule arbeiten. Deshalb hat mich ein Text aus einem römischen Dokument, näherhin gesagt der Kongregation für das katholische Bildungswesen über die Personen des geweihten Lebens und ihre Sendung in der Schule, nachdenklich gemacht. Dort heißt es nämlich, dass die Schule den Auftrag hat, zur Sinnsuche anzuleiten und eine Haltung des Suchens zu entwickeln: „Die Schule, auch die katholische, verlangt nicht, dass einer glauben müsse“ – übrigens ein erstaunlicher und bemerkenswerter Satz! –. „Sie kann aber darauf vorbereiten. Durch das Erziehungskonzept können Bedingungen geschaffen werden, unter denen die Person die Haltung des Suchens entwickelt und dazu angeleitet

⁵⁶ Zit. n. OR 35 [2005] Nr. 28, S. 7.

wird, das Geheimnis des eigenen Daseins und der sie umgebenden Wirklichkeit zu entdecken und schließlich zur Schwelle des Glaubens zu gelangen“.⁵⁷ Das bedeutet: Es braucht Zeugen und Helfer, um jene wichtige Dimension des Daseins überhaupt zu entdecken, die im Suchen besteht. Vor jedem Glaubensakt, zu dem der moderne Mensch einfach nicht selbstverständlich gelangt – jedenfalls was die Mehrheit anbetrifft –, gehört gewissermaßen die Hebamme (ganz im Sinne des Sokrates und seiner maieutischen Methode), die den Suchprozess begleitet und ihn erst bewusst macht. Hier siedle ich gerade Ihre Lebensform an, vor allem weil sie außergewöhnlich, nicht normal ist, nicht in das gängige Muster von Lebensentwürfen passt. Deshalb, weil der moderne Mensch diese Dimension übersehen könnte, ist es gerade heute Zeit, den Herrn zu suchen!

Ich erwähnte die Dimension des Dürstens im Leben Jesu. Ich erinnere noch einmal daran, dass ich von der Sehnsucht Gottes nach uns gesprochen habe. Wer sich bewusst macht, was das menschliche Sehnen und Dürsten nach Sinn, nach Wahrheit und Erfüllung in der Liebe bedeutet, der wird in der Botschaft des Christentums zu der erstaunlichen Entdeckung gelangen: Es ist keine Qual, nach dem Unendlichen zu suchen. Es ist kein Irrweg der Natur, dass wir mit dem Hier und Jetzt nicht zufrieden sind. Es ist kein Unfall der Evolution, dass sie es bei uns nicht weiter gebracht hat. Es ist uns von Gott geschenkt, und es ist ein Geschenk, das aus seinem eigenen Inneren kommt. Er selbst ist es, der uns in Jesus von Nazareth eröffnet: Ich verlange nach dir. Aber das ist doch ein eindeutiges Zeichen von Liebe. Hier zeigt sich, Wahrheit hat mit Liebe zu tun. Ja, wir können als Christen sogar sagen: Die Wahrheit ist Liebe.

⁵⁷ Zit. n. OR 34 [2004] Nr. 51, S. 11.

Die Wahrheit ist nicht ein philosophischer Satz, der das Suchen auf den Punkt bringt, dem Einzelnen schmackhaft macht: Jetzt hast du die Lösung, so wie er auf der Suche nach der Formel einer Rechenaufgabe endlich auf die Entdeckung kommt, dass es so und nicht anders sein müsse. Menschliches Suchen nach Vollendung und Erfüllung greift weit darüber hinaus. Wenn es denn mit etwas vergleichbar ist, so mit der Liebe und der liebevollen Entdeckung: Das ist der Mensch, mit dem ich mein Leben teilen möchte, den Menschen kann ich lieben; und ich weiß eigentlich nicht einmal, warum ich das sagen kann, wohl aber weiß ich: So ist es richtig. Die Suche des Menschen, der Durst, von dem wir dauernd sprechen, hängt genau mit der Liebe zusammen, die in Gott selber lebt und west. Das Johannes-Evangelium zeigt uns mit aller Deutlichkeit, was christlicher Glaube unter Wahrheit versteht: Es ist die Liebe zwischen Vater und Sohn. Sie zu offenbaren, ist der Sohn gekommen. Sie in die Welt zu bringen und den Menschen zu eröffnen, was auf dem geheimen Grund seiner Herzenssehnsucht liegt, das ist die Sendung Jesu. Nehmen wir als Beispiele folgende Sätze:

„Wenn ihr in meinem Wort bleibt, seid ihr wirklich meine Jünger. Dann werdet ihr die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch befreien“ (Joh 8,31–32).

„Ich habe ihnen deinen Namen bekannt gemacht und werde ihn bekannt machen, damit die Liebe, mit der du mich geliebt hast, in ihnen ist und damit ich in ihnen bin“ (Joh 17,26).

Von hier aus können wir andere biblische Befunde gut verstehen. Ich deute sie nur an:

- Es beginnt am Anfang der biblischen Überlieferung mit dem Ruf Gottes im Garten, nachdem Adam gesündigt hat: *„Gott, der Herr, rief Adam zu und sprach: Wo bist du?“ (Gen 3,9).*

-
- Das Gleichnis vom verlorenen Sohn oder vom barmherzigen Vater (Lk 15,11–32) ist ein eindrückliches Zeugnis aus der Verkündigung Jesu, wie Gott nach dem Menschen sucht.
 - Beeindruckend finde ich die Formulierung bei Lukas, wenn er das Abendmahl mit den Worten Jesu einleitet: „*Er sagte zu ihnen: Ich habe mich sehr danach gesehnt, vor meinen Leiden dieses Paschamahl mit euch zu essen*“ (Lk 22,15), wo im griechischen Text ausdrücklich steht: „Mit großer Sehnsucht habe ich danach mich gesehnt“, so jedenfalls müsste man es wörtlich übersetzen.

Von hier aus können wir erst verstehen, wie sehr der Glaubensakt zusammenklingt mit der Offenbarung Gottes selbst. Die Begegnung mit Gott ist nicht zu machen. Man kann nicht dem Suchen des Menschen mit Zwang etwas aufpfropfen. Das eben erwähnte Dokument der Bildungskongregation spricht ausdrücklich davon: „*Die Begegnung mit Gott ist immer ein personales Ereignis, eine Antwort auf das Geschenk des Glaubens, die ihrer Natur nach ein freier Akt der Person ist*“ (ebd. 51). Deshalb wird ausdrücklich wert gelegt auf die Entscheidung und die Freiheit. So sagt das Dokument: „*Eine wesentliche Dimension des Weges auf der Suche ist die Erziehung zur Freiheit, das Kennzeichen jeder Schule, die ihrem Auftrag treu ist*“ (ebd. 52). „*Denen, die sich entscheiden, die Schwelle zu überschreiten, werden die nötigen Mittel angeboten, um in der Vertiefung der Glaubenserfahrung fortzufahren*“ (ebd. 51).

Wir dürfen uns glücklich schätzen, die Schwelle überschritten zu haben, dass wir glauben können. Wir dürfen uns glücklich schätzen, zu glauben und wir empfinden es als Gnade. In einem gewissen Sinn dürfen wir sagen: Auf unserer Lebenssuche haben wir den Herrn gefunden. An dieser Stelle fällt mir die Begegnung mit Papst Benedikt XVI. und den deutschen Bischöfen

anlässlich des Weltjugendtages 2005 in Köln ein. Ich möchte das erzählen und daraus zitieren, auch deshalb, weil es unsere Überlegungen bisher so schön zusammenfasst. Der Papst spricht von unserer bischöflichen Aufgabe und betont, dass wir versuchen müssen, das Gesicht Gottes in unserer Welt sichtbar zu machen, *„so dass es uns dann von selber geht wie den Weisen, dass wir niederfallen und ihn anbeten“*. Papst Benedikt betont, dass die Weisen Suchende waren, und dass sie dann Findende wurden und als Findende Anbetende. Wie die Menschen unserer Tage Suchende sind, so sind wir es auch. Deshalb gilt: *„Wir müssen Ehrfurcht haben vor dem Suchen des Menschen, dieses Suchen unterstützen, sie fühlen lassen, dass der Glaube nicht einfach ein fertiger Dogmatismus ist, der das Suchen, den großen Durst des Menschen auslöscht, sondern dass er erst die große Pilgerschaft ins Unendliche bringt, dass wir gerade als Glaubende immer Suchende und Findende zugleich sind.“* Nun greift der Papst auf einen Text aus dem Psalmenkommentar des hl. Augustinus zurück, der ihm schon als Student zu Herzen gegangen sei. Augustinus betrachtet dort das Wort aus dem Psalm *„Sucht immer sein Angesicht“*. Der Papst beschreibt diese Stelle aus dem Kommentar des hl. Augustinus mit folgenden Worten: *„Das gilt nicht nur in diesem Leben, es gilt in Ewigkeit, immer wird dieses Angesicht neu zu entdecken sein, je weiter wir hinein schreiten in den Glanz der göttlichen Liebe, desto größer werden die Entdeckungen sein, desto schöner ist es, voran zu gehen und zu wissen, dass das Suchen ohne Ende ist und darum das Finden ohne Ende und daher Ewigkeit Freude des Suchens und Findens zugleich ist. Menschen im Suchen stützen als Mitsuchende und ihnen zugleich doch auch geben, dass er uns gefunden hat, und dass wir ihn daher finden können.“*⁵⁸

⁵⁸ Papst Benedikt XVI., *Predigten, Ansprachen und Grußworte im Rah-*

6. Jesus Christus als das Lebensmodell der Personen des geweihten Lebens

Hier nun möchte ich sprechen über die besondere Lebensform, die Sie als Schwestern und Brüder in den Evangelischen Räten, in den Ordensgemeinschaften und Säkularinstituten, kurzum in den so genannten Gemeinschaften des geweihten Lebens prägt. Ihr Zeugnis dafür, dass die Wahrheit des menschlichen Daseins von einer tiefen Sehnsucht in jedem menschlichen Herzen gesucht wird, hat nämlich nicht die Form des Außergewöhnlichen, hat sich auch nicht ausgestaltet in einer Gemeinschaft von philosophisch besonders interessierten Gruppen, die im Blick über den Alltag hinaus das Eigentliche gefunden haben und deshalb auf manches verzichten können, so dass wiederum ihre Aszese ein eigenes Staunen und Bewundern hervorruft. Zunächst gründet Ihr Leben in der Taufe, in der Entscheidung, die Schwelle des Glaubens zu überschreiten, das Geheimnis zu berühren, das unser Dasein umgibt und sich einzulassen darauf, dass dieses Geheimnis offen gelegt wurde durch die Gestalt und Person Jesu Christi. Ihre Entscheidung gründet zunächst einfach darin, dass Sie auf die Suche Gottes nach uns mit Ihrem Ja antworten, ihm zu glauben und dem Werk, das er in Jesus Christus vollbracht hat. Dieses Werk eignen Sie sich für das eigene Leben an. Es ist ein Werk, das wir als Rettungstat bezeichnen dürfen, weil sie uns davor bewahrt, auf der Suche nach der Wahrheit in die Irre zu gehen und nach etwas zu greifen, das nicht hält und trägt. Es ist eine Rettungstat, die uns davor bewahren kann, uns in unserer Suche nach der Wahrheit im Irrtum zu verstricken, in der Sünde zu verengen, im Irdischen uns einzusperren, so dass

men der Apostolischen Reise von Papst Benedikt XVI. nach Köln anlässlich des XX. Weltjugendtages (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 169), hg. vom Sekretariat der Deutschen Bischofskonferenz, Bonn 2005, S. 104.

wir das Hier und Jetzt als das Letztgültige und für dieses Leben einzig Erreichbare und Mögliche ansehen. Im Gegenteil: Wir sind beschenkt. Um es mit einem Wort von Papst Benedikt XVI. zu sagen: Wir sind beschenkt damit, dass wir in unserem Lebensdurst das Licht des Evangeliums als die Wahrheit des Lebens empfangen durften.

Wir dürfen sagen: Wir sind vom Herrn erwählt worden, das zu erkennen und zu ergreifen. Wir sind in eine Freundschaft hineingenommen, von der er selbst nach dem Ausweis des Johannes-Evangeliums gegen Ende seines Lebens sagt: *„Ich nenne euch nicht mehr Knechte; denn der Knecht weiß nicht, was sein Herr tut. Vielmehr habe ich euch Freunde genannt; denn ich habe euch alles mitgeteilt, was ich von meinem Vater gehört habe. Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt und dazu bestimmt, dass ihr euch aufmacht und Frucht bringt und dass eure Frucht bleibt“* (Joh 15,15–16). Die Suche nach dem Herrn wird hier zur Suche nach der Freundschaft mit ihm, mit Jesus.

Das gilt grundsätzlich für jeden Getauften, der sich seines Glaubens bewusst wird und ihn leben möchte. Die Form, in der Sie diesen Glauben leben, hat nochmals eine eigene Wahl, ein eigenes Gesicht bekommen. Sie haben seine Wahl, die er für Sie getroffen hatte, ergriffen und sind in seine Lebensform eingetreten. Das Leben in der totalen Hingabe an den Willen des Vaters, auf jedes menschliche Machtstreben, auf das Suchen nach Besitz und nach menschlicher Liebeserfüllung zu verzichten, damit der Liebeswille des Vaters sich durchsetzt, wird für Jesus zum Ausdruck dafür, wie ernst es Gott mit seinem Durst und seiner Suche nach uns ist, und wie er alles einsetzt, um den Menschen zu finden. Die Lebensform Jesu im Gehorsam, der reine Liebe ist, und der sich ausprägt in einer Armut, die nicht das Eigene sucht, sondern alles verschenkt bis hin zu jener jungfräulichen Hingabe, die als solche fruchtbar wird, weil sie

sich eucharistisch verteilt, ist Aus-Druck der Liebe Gottes, die alles hinter sich lässt, um sich mir ganz zu schenken. Das machen Sie, liebe Schwestern und Brüder, in den Ordensgemeinschaften präsent. Natürlich ist es anspruchsvoll; aber das Christentum ist anspruchsvoll, weil Jesus anspruchsvoll ist. Man könnte auch das Thema dieses Geistlichen Wortes: *Es ist Zeit, den Herrn zu suchen*, so formulieren: Der Durst nach Gott, die Sehnsucht nach einem erfüllten Leben, erweist sich christlich als die Sehnsucht, nur in der Hingabe, in der selbstlosen Hingabe, zur vollen Freiheit zu gelangen. Dafür sind Sie Zeugen! Es ist Zeit, den Herrn zu suchen, weil er gerade unserer Zeit diese Freiheit zur Hingabe schenken will: „*Wenn euch also der Sohn befreit, dann seid ihr wirklich frei*“ (Joh 8,36).

Deshalb ist Ihr Zeugnis für die Kirche so lebenswichtig und lebensnotwendig. An dieser Stelle erzähle ich gerne die Anekdote, dass ein früherer Bischof von Trier in den 50er-Jahren oder Anfang der 60er-Jahre einmal alle Ordensleute des Bistums im Dom versammelt hatte. Als Kirchenrechtler achtete er streng darauf, dass die Ordensleute nicht unbedingt zur Verfassung der Kirche gehören. So meinte er in seiner ungeschickten Art zu predigen angesichts der vielen Ordensleute: „Wenn es die Ordensleute in der Kirche nicht gäbe, würde der Kirche nichts fehlen“. Abgesehen von der homiletisch völlig unpassenden, wenn auch kirchenrechtlich richtigen Aussage wähle ich gerne dieses Beispiel, um das Gegenteil zu betonen: Es würde der Kirche viel fehlen, wenn es Sie, liebe Schwestern und Brüder, nicht gäbe! Sie sehen daran, dass es nicht darum geht, Sie in Ihrem Wert zu schätzen, weil Sie bestimmte Aufgaben und Funktionen in der Krankenpflege, in der Pfarrseelsorge, in der Schule übernehmen, sondern weil Sie *sind*. Sie sind lebendige Zeugen, dass die Suche nach Gott eine ganz konkrete, nämlich eine christliche Form finden kann.

Deshalb aber ist es umso wichtiger, dass Sie dieses Zeugnis auch leben.

Sie werden nur lebendige Zeugen sein, wenn Sie eucharistisch leben. Dies sage ich nicht einfach deshalb, weil im Jahr 2005 auch das Jahr der Eucharistie begangen wird, sondern weil dieses Jahr der Eucharistie uns aufmerksam machen kann, was unser innerer Lebensquell ist.

In der Eucharistie nehmen wir teil an der Hingabe seiner Person, seines ganzen Willens, alles dessen, was er hat und besitzt bis hin zur Hingabe seines Leibes und Blutes. Er hat uns wirklich alles mitgeteilt, was er von seinem Vater empfangen hat (vgl. Joh 15,15). So sind wir seine Freunde: beschenkt mit ihm selbst und beschenkt, in seine Sendung einzutreten, lebendige Zeugen dafür zu sein, dass es sich lohnt, den Herrn zu suchen, und dass es immer Zeit ist, ihn zu suchen. Welch eine Liebesgeschichte! Sie endet nicht mit 1200 Jahren, sie wird weiter angereichert und gefüllt durch Ihr Zeugnis, für das wir als Kirche von ganzem Herzen danken und zu dem wir von ganzem Herzen ermutigen. Bleiben Sie in der Wachsamkeit mit der Hungerkerze im Mund, selbst wenn das Zeugnis, das wir geben, kaum verstanden und beachtet wird. Aber es ist ein Leuchtzeichen, ein wichtiges Zeichen, so wie es der Text von Silja Walter besagt, den wir alle aus dem Stundenbuch kennen:

„Erwartet den Herrn,
steht als Knechte bereit an der Tür.
Schon jauchzt jeder Stern,
seht, er kommt, seht, er kommt, wir sind hier.
Komm, Herr Jesus, Maranatha.

Entzündet die Lampen, ihr Mägde,
erglühet im Geist
im Kommen des Ewig-Geliebten,

der Kyrios heißt.

Komm, Herr Jesus, Maranatha.

Du wirfst dein Feuer zur Erde
und willst, dass es brennt.

Und wir sind der Mund
der anbetend dein Kommen bekennt.

Komm, Herr Jesus, Maranatha.“

Bischöfe und Höhere Ordensobere und -oberinnen im Gespräch*

Zur Gestaltung regelmäßiger Treffen der Leitungsverantwortlichen in Diözesen und Orden gemäß Mutuae Relationes

I. Anliegen der Kontaktgespräche

Ein regelmäßiger Kontakt zwischen den Verantwortlichen der (Erz-)Diözesen und den Orden dient der vertrauensvollen Zusammenarbeit und der notwendigen Abstimmung pastoraler Planungen und seelsorglichen Einsatzes. Dabei kommt der gegenseitigen Information über die pastoralen Schwerpunkte einer (Erz-)Diözese sowie einzelner Ordensgemeinschaften eine besondere Bedeutung zu, die Sendung der Kirche durch das Zeugnis des Lebens und das Zeugnis des Wortes zu stärken.

II. Orientierungspunkte für die Durchführung der Kontaktgespräche

Jede (Erz-)Diözese wird unter Berücksichtigung der jeweiligen Anzahl von Ordensniederlassungen in ihrem Bereich sowie deren Struktur und pastoralen Schwerpunktsetzung einen auf die konkreten Voraussetzungen bezogenen Stil bei der Durchführung der Kontaktgespräche ausprägen. Unbeschadet der Unterschiedlichkeit können folgende Gesichtspunkte bei der Durchführung zielführender Gespräche hilfreich sein:

1. Wünschenswert sind jeweils getrennt geführte Kontaktgespräche der Frauen- und Männergemeinschaften mit den Diözesanverantwortlichen.

* Der Text wurde vom Ständigen Rat am 20. Januar 2003 in Würzburg-Himmelspforten verabschiedet.

-
2. Die Einladung wird durch den jeweiligen Ordinarius ausgesprochen.
 3. Der Teilnehmerkreis an dem Gespräch wird auf Seiten der Orden als auch der Diözesanverwaltung vorab geklärt, ebenso die zu behandelnden Themen.
 4. Neben dem zuständigen Diözesanbischof nehmen bei der Konferenz mit den Höheren Ordensobern nach Möglichkeit der Generalvikar, der Personalreferent sowie der Ordensreferent des Bistums teil.
 5. An der Begegnung mit den Höheren Ordensoberinnen nehmen neben dem zuständigen Diözesanbischof der Bischofsvikar für die Frauenorden und/oder der Ordensreferent teil.
 6. Eingeladen sind die Höheren Ordensoberen und –oberinnen der Gemeinschaften, die im Bistum eine Niederlassung haben.

Eingeladen sind von den Männerorden die Äbte sowie die Provinz- und Regionaloberen. Eingeladen sind von den Frauenorden die Äbtissinnen und die Priorinnen der rechtlich selbständigen Häuser sowie die General- und Provinzoberinnen.

Eine Vertretung wird in der Regel nur von den unmittelbaren Stellvertretern und Stellvertreterinnen wahrgenommen.
 7. Die Kontaktgespräche werden möglichst einmal im Jahr durchgeführt. Bei den Gesprächen muss ausreichender Zeitrahmen gewährleistet sein.
 8. Es empfiehlt sich, das Treffen jeweils abwechselnd in einem Haus des Bistums bzw. der Einrichtung eines Ordens in der Diözese durchzuführen.

III. Mögliche Inhalte des Gespräches

1. Rückblick

Entwicklungen austauschen, die sich seit dem letzten Kontaktgespräch im Bereich Kirche und Gesellschaft angezeigt haben, wenn vereinbart – Stand der vereinbarten Projekte bzw. getroffene Vereinbarungen feststellen.

2. Gegenseitige Informationen

- a) Aktuelle Entwicklungen in der jeweiligen (Erz-)Diözese
- b) Aktuelle Entwicklungen aus den einzelnen Orden, z. B. Eintritte, Austritte, Altersstruktur, Aussprache über die pastorale Situation
- c) Pastoral verbindliche Initiativen der Deutschen Bischofskonferenz und gemeinsame Initiativen verschiedener Orden
- d) Bericht des Ordensreferenten

3. Planungen

- a) Pastorale und personelle Planungsvorhaben der (Erz-)Diözesen
- b) Pastorale und personelle Planungsvorhaben der Orden, z. B. Schließungen oder geplante Gründungen, neue Schwerpunktsetzungen
- c) Abstimmung gemeinsamer Unternehmungen und Vernetzungsaufgaben
- d) Thematische Orientierung in möglichen Grundlagenthemen
- e) Interessenausgleich zwischen Bistum und Orden bei pastoralen Einsätzen

Aufgaben und Profil des Ordensreferenten*

I. Gesamtkirchliche Vorgaben

Vor 25 Jahren, am 14. Mai 1978, haben die vatikanische Kongregation für die Bischöfe und jene für die Ordensleute und Säkularinstitute ein gemeinsames Dokument veröffentlicht: „Leitlinien für die gegenseitigen Beziehungen zwischen Bischöfen und Ordensleuten in der Kirche: *Mutuae relationes* (MR)“.

Der Veröffentlichung waren intensive Diskussionen und Beratungen zwischen diesen beiden römischen Kongregationen, aber auch mit den römischen Vereinigungen der Generaloberen und -oberinnen vorausgegangen. In diesem Dokument werden einige grundlegende Prinzipien festgehalten, die hier in Erinnerung gerufen werden sollen.

1.1 Die Verantwortung der Diözesanbischöfe für die Ordensleute

MR 7,II:

„Der Bischof ist ... kraft seines eigenen Dienstamtes in besonderer Weise verantwortlich für das Wachsen all seiner Gläubigen in der Heiligkeit, insofern er der hauptsächliche Ausspender der Geheimnisse Gottes ist und seine Herde zur Vollkommenheit führt, je nach der besonderen Berufung des Einzelnen (vgl. Christus Dominus, 15), also auch, und vor allem der Ordensberufung.“

* Dieser Text wurde in Zusammenarbeit mit der Arbeitsgruppe „Institute des geweihten Lebens“ und der Konferenz der Ordensreferenten erstellt. Die Kommission für Geistliche Berufe und Kirchliche Dienste (IV) hat den Text am 26. Juni 2003 zustimmend zur Kenntnis genommen.

MR 9c:

... Den Bischöfen „ist also auch das Amt anvertraut, für die Ordens-Charismen Sorge zu tragen, umso mehr als die Unteilbarkeit des Hirtenamtes sie dazu bestimmt, die ganze Herde zu vervollkommen. Auf diese Weise, indem sie das Ordensleben fördern und schützen in Übereinstimmung mit seinen jeweiligen eigentümlichen Merkmalen, erfüllen die Bischöfe eine echte pastorale Pflicht.“

Damit der Bischof dieser Verantwortung nachkommen kann, empfiehlt „*Mutuae relationes*“ die Bestellung eines „Bischofsvikars“ für die Ordensleute:

1.2 Die Bestellung eines „Bischofsvikars“ für die Ordensleute

MR 54:

„Es ist angebracht, dass es in der Diözese einen Bischofsvikar für die männlichen und weiblichen Ordensinstitute gibt, um die Zusammenarbeit mit der seelsorglichen Aufgabe des Bischofs zu gewährleisten ..., dieses Amt beinhaltet jedoch keine Obern-gewalt. Es steht jedem residierenden Bischof zu, die Aufgaben dieses Amtes klar zu umschreiben und es nach reiflicher Überlegung einer geeigneten Persönlichkeit zu übertragen, die das Ordensleben gründlich kennt, es schätzt und zu entfalten wünscht.“

Es wird sehr empfohlen, dass bei der Ausübung dieses Amtes in passender Weise (z. B. als Berater oder ähnlich) auch die verschiedenen Gruppen der Ordensleute beteiligt werden, Priester, Laienbrüder und Schwestern, die aber alle die erforderlichen Voraussetzungen besitzen müssen.

Der Bischofsvikar für die männlichen und weiblichen Ordensinstitute hat also den Auftrag, bei der Erfüllung einer Aufgabe,

die eigentlich und ausschließlich dem Bischof zusteht, mitzuhelfen, nämlich für das Ordensleben in der Diözese Sorge zu tragen und es in die Gesamtpastoral einzugliedern. Daher scheint es auch wünschenswert zu sein, dass der Bischof sich in diskreter Weise mit den Ordensmännern und -frauen über den Kandidaten für das Amt des Bischofsvikars vor dessen Ernennung berät.“

„*Mutuae relationes*“ verzichtet also auf eine allgemein verbindliche Beschreibung der Aufgaben eines Bischofsvikars für die Ordensleute und lässt den einzelnen Bischöfen große Freiheit, erwartet jedoch, dass in den einzelnen Diözesen eine solche Umschreibung erfolgt.

Der CIC/1983 hat die Empfehlung einen „Bischofsvikar“ für die Ordensleute zu bestellen, nicht übernommen. Auch der Begriff „Ordensreferent“ o. ä. ist dort nicht zu finden.

Wir bewegen uns hier also in einem Raum, in dem weitgehend das Partikularrecht der einzelnen Diözesen gilt.

Es bleibt festzuhalten: Das Amt, das der Ordensreferent bekleidet, ist ein Amt der bischöflichen Kurie. Der Bischof beauftragt einen geeigneten Mitarbeiter, der in seinem Auftrag den Kontakt zu den in seinem Bistum lebenden und tätigen Ordensleuten pflegt und ihnen gegenüber die bischöflichen Rechte und Pflichten wahrnimmt.

1.3 Gestufte Abhängigkeit

Die Rechte und Pflichten der Bischöfe – und damit auch die Zuständigkeit des Ordensreferenten – sind je nach rechtlicher Eigenart der Ordensgemeinschaften unterschiedlich.

CIC, can. 586:

„§ 1. Den einzelnen Instituten wird eine gebührende Autonomie ihres Lebens (iusta autonomia vitae), insbesondere ihrer Leitung zuerkannt, kraft derer sie in der Kirche ihre eigene Ordnung haben und ihr Erbgut im Sinne des can. 578 unversehrt bewahren können.

§ 2. Diese Autonomie zu wahren und zu schützen ist Sache der Ortsordinarien.“

CIC, can 593:

„Unbeschadet des can. 586 unterstehen Institute päpstlichen Rechts in Bezug auf die interne Leitung und Rechtsordnung unmittelbar und ausschließlich der Gewalt des Apostolischen Stuhles.“

Die Stellung von Ordensgemeinschaften päpstlichen Rechts ist besonders stark, wenn es sich um klerikale Verbände handelt. Denn dann besitzen ihre höheren Oberen für die Mitglieder ihres Instituts die Rechte eines *Ordinarius* (can. 134 § 1).

CIC, can. 594:

„Ein Institut diözesanen Rechts verbleibt, unbeschadet des can. 586, unter der besonderen Hirtensorge des Diözesanbischofs.“

CIC, can. 678:

„§ 1. Die Ordensleute unterstehen der Gewalt der Bischöfe ... in dem, was die Seelsorge, die öffentliche Abhaltung des Gottesdienstes und andere Apostolatswerke betrifft.

§ 3. Bei der Regelung der Apostolatswerke der Ordensleute ist es erforderlich, dass die Diözesanbischofe und die Ordensoberen im Meinungsaustausch vorgehen.“

Der Ordensreferent muss also stets in Betracht ziehen, mit welcher Art von Ordensverband er es zu tun hat. Er darf nicht wie ein externer Ordensoberer auftreten. Dies gilt auch im Hinblick auf die Institute diözesanen Rechts und Nonnenklöster (vgl. can. 615). Er muss sich bewusst sein, dass sich seine Tätigkeit in dem Spannungsfeld zwischen legitimer Autonomie der Ordensgemeinschaften und ihrer Einbindung in die Universal – und Ortskirche bewegt.

Eine grundsätzliche *Differenzierung zwischen Männer – und Frauenorden* ist rechtlich nicht relevant. Die Beziehung des Ordensreferenten zu den Kommunitäten von Frauengemeinschaften sollte jedoch von besonderer Sensibilität geprägt sein. Bei besonderen Anlässen sollten Ordensschwwestern eine berechnigte Anerkennung und Wertschätzung ihrer Arbeit erfahren.

Auf Grund dieser differenzierten Vorgaben ist es verständlich, dass sich das Profil des Ordensreferenten in den einzelnen Diözesen recht unterschiedlich darstellt.

2. Unterschiedlicher Status des Ordensreferenten in den Diözesen

Die Zuordnung der Ordensangelegenheiten im Organisationsplan einer Bischöflichen Kurie ist je nach Diözesen unterschiedlich:

Bischofsvikar

Der Bischofsvikar ist die höchstrangige Form des Ordensreferenten. Er besitzt für die Mitglieder der Institute des geweihten Lebens in diesem Zuständigkeitsbereich hoheitliche Befugnisse (*potestas ordinaria vicaria*). Zum Bischofsvikar kann nur ein Priester bestellt werden.

Domkapitulare oder priesterliche Ordinariatsräte

Der Diözesanbischof kann diesen Amtsträgern auf dem Weg der Delegation (*potestas delegata*) einen Großteil seiner oberhirtlichen Befugnisse hinsichtlich der Institute übertragen.

Nichtpriesterliche Ordinariatsräte als Ordensreferenten/innen

Sie können keine hoheitlichen Befugnisse übernehmen, haben aber im leitenden Gremium der Diözese, das den Bischof berät und in dem Entscheidungen getroffen werden, Sitz und Stimme. Durch den damit verbundenen Informationsvorteil können sie leichter auf Fragen Einfluss nehmen, welche die Institute des geweihten Lebens betreffen.

Ordensreferent/in als einfacher diözesaner Beauftragter

Er/Sie ist vom Bischof beauftragt und handelt in der Abteilung Ordensreferat mehr oder weniger selbstständig. Wenn es sich um einen Priester handelt, können ihm kraft Delegation auch hoheitliche Befugnisse delegiert werden.

Die Zusammenarbeit des Ordensreferenten mit Mitarbeiter/innen im Ordensreferat ist in den einzelnen Diözesen unterschiedlich geregelt.

In manchen Diözesen leitet ein Hauptverantwortlicher das Ordensreferat, während eine Mitarbeiterin – meist eine Ordensschwester – die hauptsächliche Ansprechpartnerin für die Ordensgemeinschaften ist und die im Sekretariat anfallenden Arbeiten bewältigt. Häufig wird erst durch sie das Profil des Ordensreferates wahrgenommen.

Wichtig ist deshalb eine offene und vertrauensvolle Zusammenarbeit des Ordensreferenten mit der Mitarbeiterin, sowie ihre angemessene Berücksichtigung bei der Bearbeitung und Beantwortung anstehender Fragen. Wichtige Entscheidungen sollten

nicht ohne Rücksprache mit dem/r Mitarbeiter/in gefällt werden.

3. Aufgaben des Ordensreferenten

Es gibt keine allgemein verbindlichen Vorgaben für den Aufgabenbereich des Ordensreferenten, vielmehr ist es Sache des Bischofs, diesen Verantwortungsbereich für sein Bistum festzulegen (vgl. oben MR 54).

Der Ordensreferent wird daher seinen Auftrag je nach *diözesanen Besonderheiten* erfüllen. Die vorhandene unterschiedliche Positionierung der Ordensangelegenheiten im Organisationsplan einer Bischöflichen Kurie kann traditionelle Gründe haben. Sie kann aber auch darin begründet sein, dass es in einer Diözese nur relativ wenige Mitglieder geistlicher Gemeinschaften gibt. Es ist jedoch immer die Aufgabe des Ordensreferenten, die Bedeutung ihres Beitrages für das geistliche und kulturelle Leben in einer Diözese bewusst zu machen und zu würdigen.

Wohl in allen Diözesen sind dem Ordensreferenten die Institute des geweihten Lebens und Gesellschaften des Apostolischen Lebens (CIC, can. 573–746) zugeordnet, einschließlich der Säkularinstitute (can. 710–730), gewöhnlich auch – soweit im Bistum vertreten – die Eremiten (can. 603), die geweihten Jungfrauen (can. 604) und die Mitglieder neuer Formen des geweihten Lebens (can. 605). In manchen Diözesen sind ihm auch die „neuen Bewegungen“ anvertraut.

In der Praxis haben sich vor allem folgende Aufgabenbereiche herausgebildet:

- Bei offiziellen Anlässen den Bischof zu vertreten, besonders auch bei der Wahl des/r Ordensoberen/in in Instituten diözesanen Rechts oder in Klöster gemäß c. 615 CIC.

- Die Organisation und Vorbereitung regelmäßiger Treffen der Höheren Ordensoberen/innen mit dem Bischof. – Wo solche Treffen nicht stattfinden, sollte er sie in Absprache mit dem Bischof anregen.
- Die Organisation eines Ordensstages, wie er in vielen Diözesen stattfindet, sowie des 2. Februar als Tag des geweihten Lebens.
- Die Belange der Institute des geweihten Lebens bei den Verantwortlichen in der Bischöflichen Kurie angemessen zu vertreten und deren Interessen und Anliegen in die diözesane Planung einzubringen.
- Zusammenarbeit mit den gewählten Gremien der Institute des geweihten Lebens nach Maßgabe der jeweiligen Satzung oder Tradition – sofern im Bistum vorhanden.
- Die Sorge um die Berufungspastoral ist zwar zunächst eine Herausforderung für jede einzelne Ordensgemeinschaft, sie sollte jedoch mit dem (den) für die Diözese Beauftragten koordiniert werden.
- Den Ordensgemeinschaften, die in Schwierigkeiten geraten sind, ein solidarischer Gesprächspartner und fairer Vermittler zwischen ihnen und der Diözese sein; insbesondere auch dann, wenn sich ein Mitglied von der Gemeinschaft lösen will oder die Absicht hat, in den Dienst einer Diözese zu treten.
- Hilfen und Beratung zur Verfügung zu stellen, besonders bei der Neugründung oder Auflösung von Klöstern nach der Maßgabe des CIC.
- Hilfen für alte und kranke Mitglieder einer Ordensgemeinschaft zu gewährleisten, besonders wenn das Bistum die Rechtsnachfolgerin einer Gemeinschaft ist.

- Begleitungs- und Beratungsmöglichkeiten für ausländische Ordensleute zu gewährleisten, besonders bei Problemen bezüglich der Aufenthalts- und Arbeitserlaubnis.

Je nach der Situation in den einzelnen Diözesen können dem Ordensreferenten weitere Aufgaben zufallen, wie zum Beispiel:

- Unterstützung der Kommunikation der Mitglieder der Institute des geweihten Lebens mit den Verantwortlichen in der Diözese.
- Bemühen um gebührende Berücksichtigung der geistlichen Gemeinschaften in der Pastoralplanung der Diözese.
- Hilfestellung und Beratung bei Konfliktfällen der verschiedensten Art, wenn dieser Rat erbeten wird.
- Beratung in wirtschaftlichen Fragen, wenn dies gewünscht wird, unter der Hinzuziehung von Fachleuten.
- Der Bereich der geistlichen Begleitung, der bei großen Kommunitäten meist gewährleistet ist, bei kleinen Gemeinschaften jedoch oft zu wünschen übrig lässt.
- Pflege und Verstärkung persönlicher Kontakte durch den unkomplizierten Besuch der einzelnen Kommunitäten.
- Überbringung eines Glückwunschsreibens des Bischofs mit einem kleinen Geschenk anlässlich diverser Jubiläen.
- Der Besuch von Schwer- und Langzeitkranken, vor allem wenn sie in besonderer Verbindung mit dem Bistum standen, als Ausdruck auch der Fürsorgepflicht.

4. Schlussbemerkung

Unter Berücksichtigung der kirchenrechtlichen Vorgaben und der Auflistung von Aufgaben wird zum Profil des Ordensreferenten abschließend gesagt:

Der Ordensreferent muss ein Brückenbauer sein zwischen den Mitgliedern der Institute des geweihten Lebens in der Diözese und den Verantwortlichen des Bistums. Manchmal besteht die Gefahr, dass die Verantwortlichen in den Diözesen wegen der großen Bandbreite ihrer Verantwortung den spirituellen Reichtum der Ordensgemeinschaften aus den Augen verlieren.

Wie in allen anderen Bereichen der bischöflichen Kurie darf der Ordensreferent nicht bloßer Verwalter der anfallenden Aufgaben sein. Wichtig ist, dass er eine deutliche Sympathie für geistliche Berufe und eine gewisse Nähe zur „vita consecrata“ hat.

Den Ordensreferenten sollten vor allen Dingen menschliche Qualitäten auszeichnen: Dialogfähigkeit, Geduld und Verständnis für Probleme, die im Bereich der Institute des geweihten Lebens entstehen.

Viele Ordensgemeinschaften befinden sich in einer schwierigen Phase ihrer Entwicklung. Manche stehen vor dem Ende einer langen und fruchtbaren Geschichte. In dieser von den Betroffenen dramatisch empfundenen Entwicklung sind vor allem kleine selbständige Kommunitäten auf Rat und Hilfe des Ordensreferenten angewiesen.

Hilfreich für die Arbeit im Ordensreferat sind rechtliche, vor allem ordensrechtliche Kenntnisse.